VERSORGERIN

stadtwerkstatt linz

2 Euro / 2 Giblinge # 0114



juni 2017

versorgerin Nr / 114 / JUN 2017 / österreichische Post AG / P.b.b 15Z040481 M, Stadtwerkstatt, Kirchengasse 4, 4040 Linz / RETOUREN AN: KIRCHENG.4, 4040

editorial

In einem Land, in dem sich politische Rackets formieren, um »Denkverbote zu durchbrechen« (Köstinger), Flughäfenpisten per »Staatszielbestimmung« gegen lästige Gerichte verteidigt werden und eventuell beim nächsten offiziellen Maiaufmarsch Nelken durch Kornblumen ergänzt werden, muss sich Pessimismus um seine Zukunft nicht sorgen. Die rezenten politischen Entwicklungen reflektieren sowohl *Erwin Riess* in einer Groll-Geschichte aus Alpbach, *Stephan Grigat* in Form des Verhältnisses von FPÖ und AFD, *David Hellbrück* in einem Text über die »Reichsbürger«, sowie *Luis Liendo Espinoza*, der eine Ausladung Jutta Ditfurths aufgrund ihrer Kritik an »Boycott, Divestment and Sanctions« zum Anlass nimmt, die BDS-Bewegung darzustellen. *Pessimismus* selbst bildet einen kleinen Schwerpunkt der Ausgabe: *Mladen Savić* schreibt über »antike Pessimisten«, *Gerhard Scheit* zeigt, wie bei den oft als pessimistisch wahrgenommenen Autoren Kafka und Beckett Utopien als denkmöglich durchscheinen und *Paulette Gensler* weist hin auf den »blinden Pessimismus« im Western. *Genslers* zweiter Text über Hans G Helms und dessen »Ideologie der anonymen Gesellschaft« stellt – zusammen mit dem von *Florian Neuner* über die künstlerischen Arbeiten von Hans G Helms – einen weiteren kleinen Schwerpunkt dar, der diesem sträflich vernachlässigten Kritiker des Mittelstand-Faschismus gewidmet ist. Eine weitere thematische Textsammlung gibt es zum servus.at Jahresthema »social bots«. Spätaufsteherin *Svenna Triebler* beschäftigt sich mit der Schlafforschung, *Felix Riedel* mit Heilungsbegriffen in der Ethnologie, *Ana Threat* mit der Autobiographie Michelle Cruz Gonzales als Schlagzeugerin in der Anarchopunkband »Spitboy« und *Silvana Steinbacher* mit einer aktuellen Soundinstallation Fadi Dorningers. *Jakob Hayner* hat ein Interview mit der außergewöhnlichen Schauspielerin Sophie Rois über ihre Arbeit an der Volksbühne Berlin und somit das Ende einer Ära geführt. An dieser Stelle wollen wir uns sehr herzlich bei Peter Hönnemann bedanken, der uns das wundervolle Photo für das Cover dieser Ausgabe zur Verfügung gestellt hat und nicht minder herzlich bei dem Künstler Gregor Zootsky für die Photos seines Freundes Hans G Helms.

Pessimismus des Geistes und Optimismus des Gefühls (Gramsci), sowie einen schönen Sommer wünscht

Die Redaktion

sans phrase

Zeitschrift für Ideologiekritik / Heft 10, Frühling 2017

Thomas von der Osten-Sacken: Wahn und Wirklichkeit: Der Blick auf den Nahen Osten / Diskussion: Zwischen den Projektionen. Aus einer Diskussion über die USA und Donald Trump / Simone Dinah Hartmann: „Insgesamt wird die Situation für Israel viel gefährlicher." / Gerhard Scheit: Das Appeasement der Souveränisten / Markus Bitterolf: Oswald Mosley und die Wandlungen des autoritären Charakters in Großbritannien / Manfred Dahlmann Autarkie ist Regression / Frederik Fuß: Nicht-Orte im (Un-)Recht / Karl Pfeifer: Der Fall Bensoussan / David Hellbrück: Reichsbürger als militante Querulanten / Klaus Thörner: Arbeitswahn und Judenhass bei Martin Luther / Dorothea Born: Die Klimawandel-Ikone in Deutschland und den USA / Lea Fink: Erkenntnis in Gefahr / Lars Fischer: Zur Beziehung zwischen Scholem und Adorno / David Hellbrück: Claude Lanzmann in Wien / Günther Anders: Über die Esoterik der philosophischen Speache / Günther Anders: Fortsetzung des Dialogs über Esoterik / Konrad Paul Liessmann: Zum Briefwechsel zwischen Anders und Adorno / Günther Anders: Adorno-Gespräch / Gerhard Oberschlick: Editorische Bemerkungen / Christoph Hesse: Grosz: Briefe eines Europamüden / Gerhard Scheit: Zur Kafka-Deutung von Anders und Adorno / Renate Göllner: Versuch über Simone de Beauvoir / Dieter Sturm: Entschärfung der Subjektphilosophie, Verdrängung der Gesellschaftskritik / Alfred Schmidt: Lévi-Strauss versus Sartre / Manfred Dahlmann: Das Rätsel der Macht / Andreas George: Der Inbegriff des Politischen / Rolf Bossart: Klaus Heinrich zum 90. Geburtstag

Bestellinformationen und Kontakt unter:
www.sansphrase.org

Maschinen machen Meinung

Valie Djordjevic über Social Bots und Fake News



Die neuen Rechten haben das Internet und digitale Werkzeuge entdeckt. Automatisierte Computerskripte, auch als Social Bots bezeichnet, spielen in den Wahlkämpfen und der politischen Meinungsbildung mittlerweile eine wichtige Rolle. Social Bots geben meist vor, echte Menschen zu sein, die ihre Meinungen über die sozialen Netzwerke teilen. Das hat verschiedene Funktionen: Es lanciert Inhalte, verstärkt schon vorhandene Trends, normalisiert tabuisierte Standpunkte oder gibt Nutzer_innen das Gefühl, mit ihrer kontroversen Meinung nicht allein zu sein.

Demokratisierung des politischen Diskurses

Durch das Internet und die Digitalisierung hat sich der politische Diskurs zunächst demokratisiert: Nicht mehr nur Politiker_innen, Wahlkampfstrateg_innen und Journalist_innen konnten Informationen und Meinungen verbreiten, sondern auch normale Bürger_innen. Auf Facebook und auf Twitter diskutieren Menschen darüber, wie die Klimaerwärmung aufgehalten werden kann oder welche Sozialleistungen angemessen sind. Nichts gegen einzuwenden, oder? Das war allerdings nur die erste Phase.


Foto: Lorie Shaull, CC

Dadurch, dass jeder das Netz als Publikationsplattform nutzen konnte, kamen nämlich auch die Spinner: Verschwörungstheorien wurden plötzlich salonfähig (die Kondensstreifen von Flugzeugen, sogenannte Chemtrails, sind in Wirklichkeit Drogen, um die Bevölkerung ruhig zu halten; die Bundesrepublik Deutschland ist kein souveräner Staat, sondern eine GmbH; der Anschlag auf das World Trade Center am 9. September 2001 wurde wahlweise vom US-amerikanischen oder israelischen Geheimdienst durchgeführt – und das sind nur einige Beispiele). Auffälligerweise sind viele der Verschwörungstheorien mit rechtspopulistischer Politik assoziiert. So ist es wohl kein Zufall, dass unter Trumps Anhängern und medialen Unterstützern (Breitbart et al.) Verschwörungstheorien sprossen.[1] Sie bieten in einer komplexen Welt einfache Erklärungen – etwas, was sie mit rechtem Populismus gemeinsam haben.

An der sogenannten Pizzagate-Verschwörung lässt sich die Verbindung zwischen Online-Communitys und politischer Meinungsmache gut nachvollziehen. Nutzer_innen des Messageboards 4chan und der Onlinecommunity Reddit verbreiteten 2016 das Gerücht, dass im Keller der Washingtoner Pizzeria *Comet Ping Pong* in Washington, D.C. ein Kinderporno-Ring existiere, in den Hillary Clinton und andere demokratische Politiker verwickelt seien. Das führte soweit, dass im Dezember 2016 der 28-jährige Edgar Welch aus South Carolina mit einem Gewehr bewaffnet in die Pizzeria stürmte und drei Schüsse abfeuerte (es wurde niemand verletzt). Er wollte selbst schauen, was da los sei, als er aber keine Beweise fand, dass Minderjährige in der Pizzeria festgehalten wurden, stellte er sich dann der Polizei.

Die Pizzagate-Verschwörung ist eines der bekanntesten Beispiele für »Fake News« – offensichtlich falsche Nachrichten, die sich entgegen allem Menschenverstand in Foren und sozialen Medien verbreiten. Dabei spielten Social Bots eine große Rolle. Der Medienwissenschaftler Jonathan Albright von der Elon University in North Caroline sagte gegenüber der Washington Post, dass auffällig viele Pizzagate-Tweets aus der Tschechischen Republik, Zypern und Vietnam kamen. Er gehe davon aus, dass die aktivsten Retweeter Bots seien, die bestimmte Nachrichten und Informationen verstärken sollten.[2]

Wie funktioniert ein Social Bot?

Bei dem massenhaften Einsatz von automatisierten Skripten geht es darum, Meinungen zu beeinflussen. Dabei gibt es verschiedene Strategien: Beim Retweeten sollen Nachrichten möglichst schnell weiterverbreitet werden um einen Schneeballeffekt auszulösen. Durch das automatische Retweeten wird der Eindruck erzeugt, dass eine Meinung oder Information wichtig ist. Social Bots können vor allem in kleineren Sprachgebieten schnell Trends setzen, so dass die entsprechenden Nachrichten vermehrt angezeigt werden. In Deutschland soll es zum Beispiel reichen, wenn nur 10.000 Menschen zu einem Thema twittern.

In der politischen Kommunikation konstruiert sich so Realität – extreme Meinungen werden sichtbar und anerkannt. Mit Fake News wird öffentliche Meinung in eine bestimmte Richtung gelenkt: Flüchtlingsfluten, die islamistische Gefahr, Verschwörungen der Eliten gegen das Volk. Fake News sind so konstruiert, dass sie Vorurteile und Ressentiments bedienen. Verschwörungstheorien, Misstrauen gegenüber den Medien und der Mainstreampolitik schaffen so eine Realität, in der es Sinn ergibt, für Populisten und rechte Demagogen zu stimmen. Die Mainstream-Presse berichtet darüber nicht – ein weiteres Zeichen für viele, dass die Verschwörung echt sein muss und dass die etablierten Medien lügen.

Die meisten Bots sind technisch nicht besonders aufwendig. Es gibt inzwischen Software-Pakete, die man nur noch konfigurieren muss. Trotzdem ist es nicht einfach festzustellen, ob ein Account ein Bot ist oder ein echter Mensch. Die Software wird ständig verbessert und verhält sich immer menschenähnlicher. So folgen Bots inzwischen einem Tag- und Nachtrhythmus und antworten komplexer. Auf der Website »Bot or Not?« der Indiana University [*http://truthy.indiana.edu/botornot/*] kann man den Namen eines Twitter-Accounts angeben und bekommt eine Prozentzahl angezeigt, wie wahrscheinlich der Account ein Bot ist. Dabei macht »Bot or not« transparent, nach welchen Kriterien es urteilt: wann Tweets veröffentlicht werden, den Satzbau der Tweets, das Netzwerk der Follower und Gefolgten, welche Sprachen verwendet werden und vieles mehr.

Meinungsfreiheit für Bots

Automatisierte Kommunikation ist erstmal kein Problem – es gibt sinnvolle Einsatzmöglichkeiten für Bots. Sie können Servicenachrichten posten, die Kundenkommunikation erleichtern, bestimmte Themen automatisch zusammenfassen. Problematisch wird es, wenn diejenigen, die Bots einsetzen, verschleiern, dass die Bot-Postings algorithmisch gesteuert sind und vor allem, wer dahintersteckt.

Forscher schätzen, dass in den Wahlkämpfen der letzten Jahre bis zu 50 Prozent der Kommunikation von Bots stammt. So stellten die Wissenschaftler_innen des Projekts »Political Bots« der Oxford University [*comprop.oii.ox.ac.uk*] fest, dass bei der US-Wahl jeder dritte Tweet von Trump-Unterstützer_innen automatisiert gewesen sein soll – bei Clinton war es immerhin jeder vierte. Auch bei der Frankreich-Wahl sollen zahlreiche Bots unterwegs gewesen sein.[3]

Ohne das Wissen um die Hintergründe fehlt Nutzer_innen die notwendige Transparenz und das kontextuelle Wissen, um zu entscheiden, wie relevant und zuverlässig eine Meldung ist. Hier stellt sich die Frage nach der Verantwortung und Meinungsfreiheit. Darf ich Lügen verbreiten und mich auf die Meinungsfreiheit berufen? Gilt das Recht auf freie Meinungsäußerung nur für Menschen? Hinter jedem Account steckt aber letztendlich jemand, der ihn gestartet hat und mit Inhalten füttert. Je nach Komplexität der Software ist diese zwar mehr oder weniger autonom, aber die dahinterstehende Intention ist immer politisch – und das heißt von bestimmten Machtinteressen geleitet. Es fehlt jedoch an Werkzeugen, in den sozialen Medien Transparenz herzustellen – möglicherweise so etwas wie eine Impressumspflicht für Bots. Die Diskussion darüber hat erst angefangen.

In dieser Versorgerin sind zwei weitere Texte zum servus-Jahresthema abgedruckt, siehe Seite 20 & 21.

---

[1] Florian Cramer hat in seinem empfehlenswerten Vortrag am Piet-Zwart-Institut in Rotterdam einen Überblick über die verschiedenen Meme und Kampagnen der Alt-Right gegeben: *https://conversations.e-flux.com/t/florian-cramer-on-the-alt-right/5616*

[2] Marc Fisher, John Woodrow Cox and Peter Hermann: Pizzagate: From rumor, to hashtag, to gunfire in D.C., Washington Post 6.12.2016, *https://www.washingtonpost.com/local/pizzagate-from-rumor-to-hashtag-to-gunfire-in-dc/2016/12/06/4c7def50-bbd4-11e6-94ac-3d324840106c_story.html*

[3] Junk News and Bots during the French Presidential Election: What Are French Voters Sharing Over Twitter? *http://comprop.oii.ox.ac.uk/wp-content/uploads/sites/89/2017/04/What-Are-French-Voters-Sharing-Over-Twitter-v9.pdf*; Junk News and Bots during the French Presidential Election: What Are French Voters Sharing Over Twitter In Round Two? *http://comprop.oii.ox.ac.uk/wp-content/uploads/sites/89/2017/05/What-Are-French-Voters-Sharing-Over-Twitter-Between-the-Two-Rounds-v7.pdf*

Umsturz in Alpbach und anderswo oder Krähwinkeliade 4.0

Eine Groll-Geschichte von *Erwin Riess*

Vor dem Gemeindeamt in Alpbach hatten Herr Groll und der Dozent an einer Bank aus Zirbenholz Platz genommen. Schnitzereien zeigten Almblumen und röhrende Hirsche. Die Sonne stand über dem Gratlspitz, die Luft war frisch und würzig. Der Dozent trug einen wärmenden Parka, Herr Groll hatte sich in seiner alten Lederjacke verkrochen. Der Dozent fischte eine Flasche aus seinem Stadtrucksack.

»Tiroler Zirbengeist. Biologisch, dynamisch, peristaltisch!«

Er trinke nur Produkte, die sowohl einen günstigen ökologischen Fußabdruck als auch ein *fair trade*-Zertifikat aufwiesen, erwiderte Groll.

»Warum so schnöde und abweisend? Man könnte gar meinen, Sie fühlten sich in den wunderschönen Tiroler Bergen nicht wohl?«

»Es wird Sie vielleicht wundern, aber die Donau steht mir geistig wesentlich näher als die monumentalen Steinhaufen in diesem schroffen Tal. Sie stehlen die Sonne und verdunkeln das Gemüt.«

»Daß die Donau bei Ihnen Vorrang genießt, ist bekannt«, sagte der Dozent. »Wir sind ja auch nicht des Naturschönen wegen in Alpbach, sondern weil ich mit Ihnen einem historisches Ereignis als Augenzeugen beiwohnen will.«

»Historisch sind in diesen Breiten nur Felsstürze und Lawinenkatastrophen«, sagte Groll und zog den Reißverschluß seiner Lederjacke hoch.

»Sie verkennen die Größe des historischen Augenblicks. In teilgebildeten Bevölkerungsschichten ist dieses Manko häufig anzutreffen.«

»Wie gut, daß es Absolventen des Theresianums gibt, die uns mit ihrer elitären Bildung aushelfen.«

Vor dem Eingang zum Gemeindeamt hatte sich eine Menschentraube gebildet. Kamerateams, Reporter, Büromitarbeiter der Landeshauptleute und einige Adabeis belagerten die Eingangstür.

Der Dozent erhob sich und sprach, immer wieder zum Gemeindeamt schauend: »In wenigen Minuten werden sich Landeshauptleute und Bünde-Chefs der ÖVP aufstellen, die Gewehrsalven einer Schützenbrigade abnehmen und danach eine Botschaft verkünden, welche die Säulen der Zweiten Republik ins Wanken bringt.«

Herr Groll richtete sich auf. Der Dozent fuhr fort.

»Die Führungsriege der Volkspartei wird die Selbstauflösung der Partei verkünden. Die stolze Partei des österreichischen Bürger- und Bauerntums wird in wenigen Momenten der Geschichte angehören. Es ist dies nur zu vergleichen mit dem Untergang der Democrazia Cristiana, der jahrzehntelang dominierenden Partei Italiens oder der Partei der französischen Gaullisten. Für das Hinscheiden der österreichischen Heimatpartei sind aber nicht so sehr die Arroganz der bürgerlichen Klassen, ein Aufschwung der Arbeiterbewegung oder die Verfilzung mit der Mafia verantwortlich. Auch die sieben apokalyptischen Reiter sind nicht schuld, obwohl man nicht vergessen darf, daß das Burgenland erst im Dezember 1921 zu Österreich kam und Wien und Niederösterreich sich am 29. Dezember 1921 verfassungsrechtlich trennten, man also von nur sieben historisch verfestigten Bundesländern sprechen kann, welche die Republik gründeten. Nicht sie stoßen die bürgerliche Partei in den Orkus, das tut Sebastian Kurz mit seinem Sieben-Punkte-Programm!«

Die Menschentraube erweiterte den Kreis, aus dem Gemeindeamt traten die ÖVP-Landeshauptleute- und Landeschefs. Sie wurden flankiert von den Vorsitzenden der sechs Bünde.

Der Dozent setzte fort.

»Die Installierung des alerten Dreißigjährigen, der schon seit zwölf Jahren in der Politik ist und von den Volkspartei-Landesfürsten sowie diversen Magnaten aus der Schwarzblauen Koalition der 2000er Jahre unterstützt wird, ist von langer Hand vorbereitet worden. Der Einzige, der dies nicht mitbekommen hat oder die Augen vor dem Offensichtlichen verschloß, war Parteichef Mitterlehner.«

»Und ich dachte, er macht gute Miene zum bösen Spiel«, sagte Groll. »Im übrigen soll man, wenn die Rede auf die Schandtruppe der Haider-Jahre kommt, diese als das bezeichnen was sie war, eine halbbraune Gangsterkoalition. Gegen nahezu alle damals Beteiligten liefen und laufen juristische Erhebungen und Anklagen, viele sind bereits zu Haftstrafen verurteilt. Die Gerichte sind mit der Riege aus Privatisierungsgewinnlern, Steuerhinterziehern, Haftungs- und Korruptionskaisern noch lange nicht fertig. Die Anzahl der diesen Leuten zugeordneten Briefkastenfirmen auf Zypern, den Kanalinseln und anderen Steueroasen geht in die Hunderte. Nicht zu reden von den Spekulationsanlagen der Herrn Hochegger, Kulterer, Maischberger, Stepic, Meinl, Sorger und Konsorten. Daß Kärnten dabei den Vogel abschießt, füge ich nur der Vollständigkeit halber hinzu. Schließlich bitte ich nicht zu vergessen, daß die Kosten für den sinistren Karneval der Allgemeinheit aufgebürdet wurden.«

Eine Salve donnerte durchs Tal, der Hall vervielfachte den Lärm. Der Tiroler ÖVP-Landeshauptmann Platter hatte das Wort ergriffen, er verkündete die einhellige Zustimmung der Parteigranden zur Abschaffung der alten Volkspartei. Man werde die »Liste Sebastian Kurz – die neue ÖVP« mit allen Kräften unterstützen, streute er dem neuen Chef Rosen.

Zwei Wochen später.

Auf dem Weg zu einem Vortrag des Politikwissenschaftlers Ulrich Brand über »Imperiale Lebensweisen« kamen Herr Groll und der Dozent am Sitz des ÖVP-Hauptquartiers neben dem Wiener Rathaus vorbei. Der Dozent zeigte sich vom neuen Logo der ÖVP – dunkelgraue Schrift vor türkisblauem Hintergrund – angetan.

»Angeblich ist das Logo in türkiser Farbe gehalten, für mich ist es eher Blau, kein strahlendes, sondern eher ein helles, unsicheres Blau. Wie ein verblichener VW-Käfer aus den sechziger Jahren.«

»Jedenfalls ist der Zug zu Blau unübersehbar«, erwiderte Groll. »Mögen andere daraus ihre Schlussfolgerungen ziehen. Weit scheint es mit der neuen Bewegung nicht herzusein. Ihre Alpbacher Prognose der Selbstauflösung droht zu scheitern, verehrter Dozent. Das wäre in Österreich wirklich neu, daß eine Partei freiwillig und kollektiv zur Machtaufgabe schreitet. Die Selbstauflösung der ÖVP ist eine Scheinauflösung.«

»Von Sebastian Kurz lernen heißt siegen lernen«, erwiderte der Dozent. »Das Publikum jedenfalls folgt ihm. In den Meinungsumfragen lässt er Kanzler Kern und Möchtgernkanzler Strache alt aussehen.«

»Im Wartesaal der Macht altert man rasch«, bestätigte Groll. »Man sieht, wie der Hase läuft, aber es ist nicht der eigene. Man weiß, daß man das Regierungshandwerk beherrscht, kommt der Praxis aber nicht näher. Man wüsste so vieles besser, aber man kann nicht einmal das wenigste beisteuern. Die Grünen können davon ein Lied singen. Deren langjährige Vorsitzende wollte sich den Dreierwettkampf der drei ehrgeizigen Herren nicht mehr antun. Sie ist erfahren genug, um sich ausrechnen zu können, daß die Grünen in der gegebenen Konstellation keinen Blumentopf gewinnen werden. Sie müssen schon froh sein, wenn sie aus dem Parlament nicht hinausfliegen.«

»Politische Prognosen ruhen auf wackligen Beinen, geschätzter Groll«, merkte der Dozent an.

»Auch wacklige Beine erfüllen den Zweck. Das können Sie mir glauben, in dieser Sache bin ich expertisch«, versetzte Groll.

Der Dozent lächelte. »ich gebe gern zu, daß Sie mit Ihrem vierrädrigen Joseph stabiler sind als so manche Regierungskoalition.«

»Wenn ihnen die FPÖ angehören sollte, was von der Logik des Systems wohl erzwungen wird, mögen Sie – ich erinnere an Kärnten – recht haben. Worin Sie aber irren, ist die Einschätzung der Kurz'schen Bewegung als Zäsur in der Geschichte der Republik. Ich erinnere mich, daß bereits zweimal, 1985 und 1989 eine ‚neue ÖVP' propagiert wurde. Wir beide wissen, was daraus wurde.«

Sie querten den Ring und stießen in den Volksgarten vor.

»Die Wocheneninserate, die für die Bewegung Sebastian Kurz warben, kamen ohne den Zusatz ÖVP aus«, sagte der Dozent.

»Aber die ÖVP hat sie bezahlt. Soviel zur Selbständigkeit der ‚Bewegung Kurz'«, antwortete Groll. »Im Gegensatz zu Macron, der seine neoliberale Bewegung ohne Parteihilfe auf die Beine stellte, nutzt Sebastian Kurz die Strukturen der Partei und lässt sich von ihr die Inserate und den Wahlkampf bezahlen …«

»Dafür mußte er bei der Listenerstellung für die Nationalratswahlen einen Rückzieher machen«, stimmte der Dozent zu. »Auf die Erstellung der Landeslisten hat er keinen Einfluß, ihm obliegt einzig die Auswahl der Bundesliste. Das war aber bei seinen Vorgängern nicht anders. Ganz schön alt, diese neue ÖVP. Kurz war Chef eines Bundes, der jungen ÖVP, seine Generalsekretärin, kommt aus dem Kärntner Bauernbund und Kurz' wichtigste Mitarbeiter stammen aus der Jungen ÖVP Wien.«

»Kurz hat zwar nicht viel Zeit auf der Uni verbracht, aber viele Freunde des Sebastian Kurz haben eine Vergangenheit als Funktionäre der ÖVP-nahen studentischen ‚Aktionsgemeinschaft'…«, ergänzte Groll.

»Das ist doch jener Verein, der an der Juridischen Fakultät eine Social-Media-Gruppe betreibt, in der sich über dreißig Lichtfiguren an primitivsten Frauenwitzen und behindertenfeindlichen Karikaturen delektieren und auch vor antisemitischen Machwerken nicht zurückschrecken. Einen Aschehaufen mit ‚Nacktfoto von Anne Frank' zu betiteln, dazu gehört schon ein großes Maß an christlich-bürgerlicher Herzensbildung. Man kann davon ausgehen, daß die überwiegende Mehrzahl dieser Knallköpfe aus gutsituierten bürgerlichen Familien kommt.«

»Vielleicht sollte man froh sein, daß sich auf diese zugegebenermaßen widerliche Art ein Einblick in die Gedanken- und Gemütswelt eines nicht unwichtigen Teils des jungen Bürgertums eröffnet. Als Soziologe bin ich davon überzeugt, daß so mancher dieser Antisemiten in den nächsten Jahren zu höheren Weihen in der ÖVP gelangt.«

»Schade, daß man die Namen und Familienverhältnisse dieser Herrschaften nicht kennt«, meinte Groll. »Da es sich ja nicht um durchgeknallte Vierzehnjährige, sondern um honorige Studenten handelt, wäre es angebracht, daß sich die Staatsanwaltschaft um diesen Fall kümmert. Oder wird Verhetzung und Wiederbetätigung nur bei freiheitlichen Funktionären geahndet?«

»Niemand ist zurückgetreten und wenn, dann nur von Formalpositionen« fügte der Dozent hinzu. »Ich verstehe auch nicht, warum der Rektor der Juridischen Fakultät, der sich wortreich ereiferte, die Leute nicht samt und sonders von der Uni relegierte. Diese Möglichkeit hätte er.«

»Würden wir die Namen der Täter und Täterinnen wissen, hätten wir eine Antwort«, erwiderte Groll. »Es werden wohl einige Sprösslinge aus den besten Kreisen dabei sein. Da ist man vorsichtig. Man will doch niemandem eine Karriere verbauen. Wer weiß, vielleicht braucht man die lustigen Herrschaften in einigen Jahren.«

»Immerhin kam von Sebastian Kurz eine klare Distanzierung«, setzte der Dozent fort.

»Distanzierungen liegen im Bauchladen der Selbstdarsteller ganz oben. Aber die Claims der Barbarei sind abgesteckt, die Codes gesetzt. Mit der jungen ÖVP ist das so eine Sache«, sagte Groll und schlug den Weg zur Meierei ein. »Als die Partei am 17.4. 1945 im Schottenstift zu Wien neu gegründet wurde, geschah dies von den Repräsentanten der wichtigsten Bünde – Wirtschaft, Bauern, Beamte. Und der erste Vorsitzende Leopold Kunschak war in jungen Jahren ein Freund Luegers und blieb ein leidenschaftlicher Antisemit. So forderte er als Christlichsozialer noch im Jahr 1936 einen Judenkataster, der eigene Schulen sowie Zugangsbeschränkungen für Juden zu den Universitäten und zum öffentlichen Dienst vorsah.«[1]

Der Dozent schüttelte den Kopf. »Da ist Sebastian Kurz aber aus einem anderen Holz geschnitzt«.

»Hoffentlich. Aber er positioniert sich in Europa als rabiatkonservativer Rechtsaußen, lobt Viktor Orbáns »illiberale Demokratie«, die einen starken antisemitischen Drall aufweist und will in Nordafrika Auffanglager für Flüchtlinge errichten, ein Unterfangen, das nur mit einer jahrzehntelangen massiven Militärintervention zu erreichen ist. Eigentlich müssten Strache, Hofer, Kickl und Co ihre Freude an ihm haben.«

»Nicht nur an ihm«, warf der Dozent ein. »Auch die SPÖ ist dem Rechtskurs nach kurzer Abwehr durch Michael Häupl gefolgt. Was die Wahlen anlangt, reden wir besser von drei Mittelparteien, die in ihrer Praxis FPÖ-Politik machen. Mit Hegel wird man sagen müssen: Das Wesen wird schon noch zur Erscheinung drängen, es kann nicht anders.«

»Und was wie ein tollkühnes Manöver des Sebastian Kurz aussieht, ist es bei näherem Hinsehen mitnichten«, führte Groll den Gedanken fort. »In Wirklichkeit haben sich beide, Kurz und die ÖVP, bestens abgesichert. Gewinnt Kurz, wird er mit Strache eine Koalition bilden. Wenn Kurz erst Kanzler ist, wird sich die Partei scheibchenweise ihre Positionen zurückholen und Kurz wird das mit großer Expertise und neuen Gesichtern erklären. Die neue Parteifarbe kann bleiben. Scheitert er, werden sich die VP-Granden an die Brust schlagen: ‚Wir haben es ja gewußt – aber eine Chance mußten wir ihm geben. Selbstredend, daß wir die sogenannte Auflösung der Partei jetzt rückgängig machen.' Und Kurz kann sagen: ‚Mehr war nicht möglich, ich habe mein Bestes getan. Tschüs, ich geh in die Privatwirtschaft.' Vielleicht dockt Elisabeth Köstinger dann als Vizekanzlerin in einer Blau-Schwarzen Regierung an. Auch in diesem Fall bräuchte man die Parteifarbe nicht mehr anzupassen. Die Revolution des Sebastian Kurz ist, mit Nestroy zu sprechen, höchstens ein Revolutionerl.

Sie waren am Ende des Volksgartens angekommen und freuten sich auf ein Glas Wein. Als sie näherkamen, stellten sie fest: die Meierei war geschlossen.

---

[1] »Entweder man löst die Judenfrage rechtzeitig nach den Eingebungen der Vernunft und der Menschlichkeit, oder sie wird gelöst werden in der Form des vernunftlosen Tieres, in der es seinen Feind angeht, in Formen wildgewordenen und unbändigen Instinkts.« Mitteilungen des Freiheitsbunds, März 1936; Kunschaks Bruder Paul erschoß im Februar 1913 den populären Arbeiterführer Franz Schuhmeier, bereits 1918 wurde er aus dem Gefängnis entlassen.

Von Erwin Riess erscheint im August im Otto Müller Verlag der neue Roman »Herr Groll und die Stromschnellen des Tiber«

Bild: ÖNB

Von Österreich lernen

Stephan Grigat über die FPÖ als Vorbild der AfD

Im März 2016 erklärte die Bundessprecherin der *Alternative für Deutschland*, Frauke Petry, ihre Partei »wäre mit dem Klammerbeutel gepudert, nicht von den Erfahrungen der FPÖ zu profitieren.« Die AfD hat 2016 und 2017 eine deutliche Radikalisierung nach rechts vollzogen. Als ausgesprochen junge Partei ist es von zentraler Bedeutung für sie, mit der FPÖ einen Verbündeten parat zu haben, der auf jahrzehntelange Erfahrung im politischen Geschäft zurückblicken kann. Insbesondere auf Grund der sowohl zu Zeiten Jörg Haiders als auch unter dem heutigen Vorsitzenden Heinz-Christian Strache gesammelten mannigfaltigen Erfahrungen, wie ein Wählerklientel weit über den harten Kern von überzeugten Rechtsradikalen hinaus angesprochen werden kann, ist die FPÖ für die AfD ein bevorzugter Gesprächs- und perspektivisch wohl auch ein unmittelbarer Bündnispartner. Für die FPÖ wiederum bietet sich erstmals die Gelegenheit, dass sich dauerhaft eine erfolgreiche Schwesterpartei in Deutschland etabliert, die zwar rechts von den Unionsparteien agiert, aber anders als etwa die NPD auch auf Bundesebene breitere Wählerschichten anspricht und nicht permanent von einem Verbot bedroht ist.

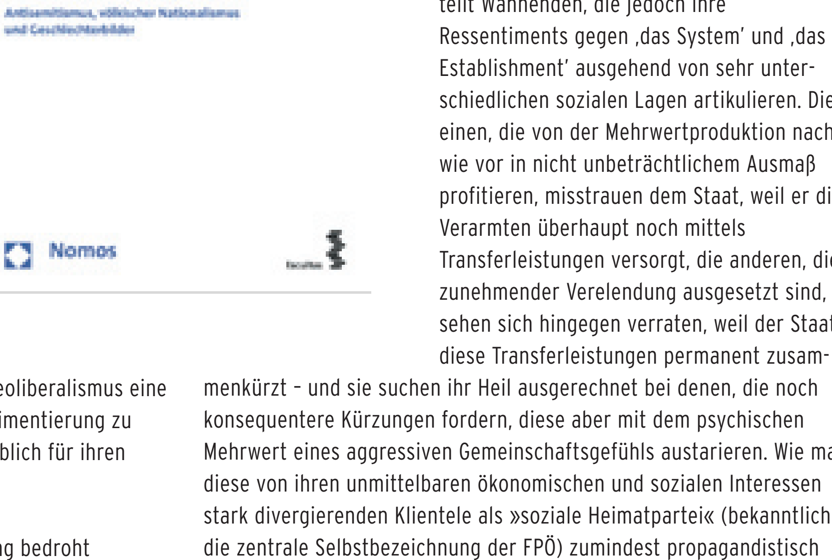
Die Kontakte zwischen den beiden Parteien haben nicht erst nach der Entmachtung des AfD-Mitbegründers Bernd Lucke auf dem Essener Parteitag Anfang Juli 2015 begonnen. Drei sächsische AfD-Landtagskandidaten hatten bereits im August 2014 den eindeutig dem deutschnational-völkischen Flügel der FPÖ zuzuordnenden Andreas Mölzer zu einem Vortrag nach Leipzig eingeladen. Sie wollten sich vom Herausgeber der Wochenzeitung *Zur Zeit*, der nach seiner Titulierung der EU als »Negerkonglomerat« und des Fußballers David Alaba als »pechrabenschwarz« selbst für die FPÖ als Funktionär der ersten Reihe untragbar wurde, im Landtagswahlkampf unterstützen lassen. Zu einer Formalisierung der Beziehungen auf Führungsebene kam es jedoch erst nach dem Sturz Luckes.

Im Februar 2016 verkündeten FPÖ und AfD im Anschluss an die Konferenz »Visionen in Europa«, die in Düsseldorf mit Strache als einem der Hauptredner und unter Beteiligung des FPÖ-Generalsekretärs Harald Vilimsky stattgefunden hatte, die Etablierung einer »Blauen Allianz«, mit der nach eigenen Angaben zunächst die regionale Zusammenarbeit insbesondere der bayerischen AfD mit der FPÖ als erstem Schritt zu einer weitergehenden Kooperation formalisiert werden sollte.

Im April 2016 lud der brandenburgische AfD-Vorsitzende und stellvertretende Bundessprecher Alexander Gauland FPÖ-Generalsekretär Vilimsky zu einem Auftritt nach Nauen im Havelland. Im Mai 2016 war Petry Stargast auf der FPÖ-Wahlparty zur ersten Runde der österreichischen Präsidentschaftswahl in Wien. Anfang Juni 2016 fand auf der Zugspitze ein medial groß inszeniertes Treffen von Strache und Petry statt, das von der FPÖ als Startschuss für gemeinsame Projekte, die Bildung inhaltlicher Arbeitskreise und auch für »marketing- und werbetechnische Kooperationen« gepriesen wurde.

Drei Wochen später lud die FPÖ Gauland zu ihrem »Patriotischen Frühling« nach Vösendorf bei Wien mit Vertretern des französischen *Front National*, der italienischen *Lega Nord*, der niederländischen *Partij voor de Vrijheid* und dem belgischen *Vlaams Belang*. Strache proklamierte bei der Veranstaltung abermals seinen Willen zur Intensivierung der Kooperation mit der AfD. Im Januar 2017 nahmen Harald Vilimsky und Frauke Petry gemeinsam mit Marine Le Pen, Geert Wilders und Matteo Salvini an einem auch international viel beachteten Kongress in Koblenz teil, der von der Europaparlamentsfraktion *Europa der Nationen und der Freiheit* als »europäischer Wahlkampfauftakt« inszeniert wurde. Anfang März 2017 trat Strache als Starredner bei der AfD-Veranstaltung zum politischen Aschermittwoch im niederbayerischen Osterhofen auf.

Die inhaltlichen Gemeinsamkeiten der AfD und der FPÖ hinsichtlich antiaufklärerischer Gesellschaftsvorstellungen, des Hasses auf gesellschaftliche und institutionelle Vermittlung und der Begeisterung für die unmittelbare Herrschaft des ‚Volkswillens', der Agitation gegen die EU und der außenpolitischen Nähe zu Wladimir Putins Russland liegen auf der Hand. Gleiches gilt für die Proklamierung eines völkischen Nationsverständnisses und der aggressiv-nationalistischen Positionierung in der Asyl- und Flüchtlingsdebatte. Im Bereich der Wirtschafts- und Sozialpolitik existiert allerdings ein nicht zu unterschätzendes Potenzial für zukünftige Konflikte, die von der AfD-Bundessprecherin Petry auch offen angesprochen werden.



Stärker noch als zu Haiders Zeiten steht die FPÖ heute für einen Sozialpopulismus samt eines gewissen, durch staatliche Regulierung zu gewährleistenden materiellen Substrats. Die AfD baut hingegen zumindest bisher und nicht zuletzt wegen ihrer Gründungsgeschichte auf einen radikalen wirtschaftspolitischen Antietatismus, der, würde er in konkrete Politik umgesetzt, jenes materielle Substrat noch deutlicher zusammenkürzen würde als die freiheitliche Agenda zum ‚Umbau' des Sozialstaates, bei dem der Kult der ‚Leistungswilligkeit' durch sozialpolitische Almosen für die abgehängten Teile der Volksgemeinschaft ergänzt bleiben soll. Ob es auch der AfD gelingen wird, ähnlich wie die FPÖ mit einem paradox anmutenden völkischen Neoliberalismus eine Synthese von Sozialabbau und sozialpopulistischer Alimentierung zu finden, wird sich erst noch zeigen müssen und maßgeblich für ihren zukünftigen Erfolg oder Misserfolg sein.

Für das sozial deklassierte oder sich von Deklassierung bedroht fühlende Wählerpotenzial von AfD und FPÖ scheint es so, als würden die etablierten Parteien im vorauseilenden Gehorsam gegenüber nicht dingfest zu machender internationaler Finanzagenturen und nicht greifbarer Politagenten ihre korporatistischen Versprechen zugunsten eines Setzens auf den Neoliberalismus verraten. Auch ohne explizit antisemitische Äußerungen kommen sie als Gemeinschaft der sich permanent belogen und betrogen Fühlenden gar nicht umhin, sich immer wieder dunkle Mächte zu halluzinieren, die für alles und jedes verantwortlich gemacht werden, was zwangsläufig antisemitischen Ressentiments Tür und Tor öffnet. Insofern ist es kein Wunder, dass hinter der Vorstellung von einer vermeintlich ‚gesteuerten Masseneinwanderung' stets auch die Frage nach den ‚wahren Drahtziehern' lauert, wie sie von der Anhängerschaft der FPÖ und der AfD immer wieder aufgeworfen wird.

Wie schon für die FPÖ wird es auch für die AfD eine große Herausforderung sein, konsequente Deregulierung von Wirtschaft und Gesellschaft und Schutz der eingeborenen Deklassierten, von Deklassierung Bedrohten oder sich von Deklassierung bedroht Wähnenden unter einen Hut zu bringen. Weder die AfD noch die FPÖ stehen für einen Neoliberalismus, wie er in anderen westlichen Demokratien von bestimmten Kapitalfraktionen favorisiert wird, sondern sie agitieren für die Produktivierung der völkischen Nation. Der Neoliberalismus wird – in der AfD weitgehend auch schon zu Bernd Luckes Zeiten – nur als Fitnessprogramm für Nation und Vaterland akzeptiert, nicht als umstandslos zu gewährende schrankenlose Freiheit für das Kapital.

Die Erfolge von AfD und FPÖ speisen sich unter anderem aus der Krise des keynesianistischen Wohfahrtsstaates. Galt der korporatistische Staat des Austrokeynesianismus und der sozialpartnerschaftlich formierten BRD als Sachwalter und Anwalt der ‚ehrlichen Arbeit' und des auf das ‚Gemeinwohl' verpflichteten Kapitals, so gilt er der Gemeinschaft jener sich konstant belogen und betrogen Fühlender, aus der sich maßgeblich das Wählerpotenzial von AfD und FPÖ zusammensetzt, heute als Räuber an der ‚ehrlichen Arbeit' und zugleich zunehmend als asozialer Vertreter des ‚vagabundierenden Finanzkapitals'. So konstituiert sich eine Gemeinschaft von sich permanent übervorteilt Wähnenden, die jedoch ihre Ressentiments gegen ‚das System' und ‚das Establishment' ausgehend von sehr unterschiedlichen sozialen Lagen artikulieren. Die einen, die von der Mehrwertproduktion nach wie vor in nicht unbeträchtlichem Ausmaß profitieren, misstrauen dem Staat, weil er die Verarmten überhaupt noch mittels Transferleistungen versorgt, die anderen, die zunehmender Verelendung ausgesetzt sind, sehen sich hingegen verraten, weil der Staat diese Transferleistungen permanent zusammenkürzt – und sie suchen ihr Heil ausgerechnet bei denen, die noch konsequentere Kürzungen fordern, diese aber mit dem psychischen Mehrwert eines aggressiven Gemeinschaftsgefühls austarieren. Wie man diese von ihren unmittelbaren ökonomischen und sozialen Interessen stark divergierenden Klientele als »soziale Heimatpartei« (bekanntlich die zentrale Selbstbezeichnung der FPÖ) zumindest propagandistisch unter einen Hut bringen kann, könnte die AfD von der FPÖ lernen – auch wenn diese notwendigerweise nicht anzugeben vermag, wie derartige Widersprüche nicht nur rhetorisch, sondern in konkreter Regierungspolitik aufgelöst werden könnten. Schon daher werden auch in Zukunft beide Parteien auf die sowohl integrierende wie exkludierende Kraft eines völkischen Nationalismus setzen, der ohne Bezüge auf Versatzstücke der Ideologie des Nationalsozialismus nicht zu haben ist.

Stephan Grigat ist Lehrbeauftragter an der Universität Wien und Herausgeber des Bandes »AfD & FPÖ. Antisemitismus, völkischer Nationalismus und Geschlechterbilder« (Nomos 2017), der am 27. Juni in Wien im Republikanischen Club präsentiert wird. 2016/17 war er Gastprofessor am Moses Mendelssohn Zentrum der Universität Potsdam, 2015/16 Gastprofessor an der Justuts Liebig-Universität Gießen.

BEZAHLTE ANZEIGE

Never Ending Story

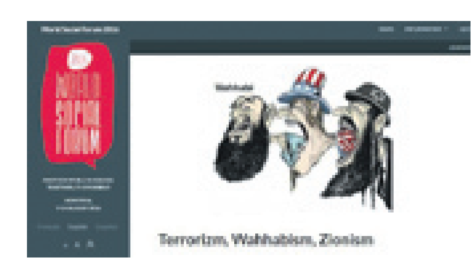
Luis Liendo Espinoza über die Linke, BDS und Israel

»Scooter Braun, the manager of teen singer Justin Bieber, said that he had received plenty of death threats from different groups over him coming to Israel [*in 2011*]. But most of the death threats were that ‚the Jew manager will die'.«

BDS – Boycott, Divestment and Sanctions ist eine internationale Kampagne, welche nach eigenen Angaben »Freiheit, Gerechtigkeit und Gleichheit« für Palästinenser einfordert und durch Boykott und Sanktionen Israel dazu bringen will, das »internationale Recht« zu befolgen. Das moderne Design der Kampagne, der Appell an Menschenrechte und Freiheit ist Produkt einer jahrelangen und gezielten Strategie, Antizionismus salonfähig zu machen und linke Bündnispartner im Kampf gegen den Judenstaat einzuspannen.

An linke Antisemiten, welche friedliche Völker gegen US-Imperialismus und Kosmopolitismus verteidigen wollen, hat es ohnehin nie gemangelt und es ist daher kein Wunder, dass weltweit BDS mit Unterstützung aus der Zivilgesellschaft rechnen kann. Während BDS in Österreich und Deutschland ein Schattendasein fristet und abseits von Polit-Sekten und Hamas-Anhängern wenig Zuspruch findet, können europaweit BDS-Gruppen auch mit Unterstützung von etablierten Organisationen rechnen. Anfang Mai dieses Jahres war es die *Norwegische Föderation der Gewerkschaften*, der größte heimische Gewerkschaftsbund, welcher bedenkenlos in die antizionistische Propaganda einstimmte und zu einem umfassenden »ökonomischen, kulturellen und akademischen Boykott« Israels aufrief. Bands, Sänger, Musiker, welche in Israel auftreten, werden mittels Kampagnen und social-media unter Druck gesetzt. Die Namen der Künstler und Veranstaltungen, welche von der BDS-Bewegung boykottiert und bedroht wurden, sind Legion. Zu den bekanntesten zählen Madonna, Kiss, Lady Gaga, Pet Shop Boys, Moby oder das Titans of Metal-Festival in Israel.

Das *World Social Forum* ist das Vorzeigeprojekt der globalen linken Bewegung, ein Teffen von Organisationen und Initiativen, welche auf unzähligen Podien verschiedenste Themen besprechen. 2016 nahmen in Montreal/Kanada rund 5000 Organisationen an dem Forum teil. Die Parteinahme für BDS und antizionistische Propaganda waren Bestandteil von mehreren Veranstaltungen am Forum. Auf der Homepage des Forums veröffentlichte man auch bedenkenlos eine antisemitische Karikatur, welche im Stürmerstil den Zionismus als Juden darstellte, der verantwortlich für US-Imperialismus und Wahabismus sei. Wer nicht öffentlich die antizionistische Hetze gutheißt, gilt als Verräter und Zionist. So wurde zuletzt die linke Aktivistin und Autorin Jutta Ditfurth - selbst eine Kritikerin Netanjahus - aus einer Konferenz der linken katalanischen Candidatura d'Unitat Popular in Barcelona ausgeladen. In einer Email wurde die Entscheidung mit ihrem Engagement gegen BDS begründet, die Candidatura würde »BDS nachdrücklich unterstützen, da diese sich der kolonialistischen und rassistischen Politik« Israels entgegenstellen würde. Der Israel-Boykott ist einmalig, weil es keinen Staat auf der Erde gibt, gegen den ein ähnlich umfassender Boykott verlangt wird.



Antisemitische Karikatur auf der Homepage des World Social Forum

Eine besonders widerliche Variante des Israel-Boykotts wiederholt sich alljährlich in Italien ausgerechnet am 25. April, dem italienischen Gedenktag an die Befreiung Italiens vom Nationalsozialimus. 2014 kam es zu häßlichen Szenen, als Palästina-Unterstützer Angehörige und Mitglieder der Jüdischen Brigade während eines Aufmarsches antifaschistischer Organisationen lautstark anpöbelten und tätlich angriffen. Die Jüdische Brigade war eine Einheit von jüdischen Freiwilligen und Soldaten, welche im Zweiten Weltkrieg auf Seiten der Alliierten gegen die Nazis kämpften. Juden innerhalb und außerhalb des Mandatsgebietes hatten seit Jahren dazu gedrängt, eine eigenständige jüdische Einheit zu formieren, doch erst gegen Ende des Krieges konnten sich die Alliierten dazu durchringen, dem Wunsch der Juden nachzukommen. Die Jüdische Brigade war an den letzten Offensiven im Norden Italiens beteiligt und wurde später Teil der alliierten Besatzungsmacht. Teile der Brigade nahmen später an inoffiziellen Operationen zur Verfolgung und Tötung von Nazikriegsverbrechern und der Fluchthilfe für Überlebende der Shoa teil. In Selvino betreuten Mitglieder der Brigade ein Heim für hunderte jüdische Kinder aus den unzähligen Ghettos und KZs des Dritten Reiches.

Antizionisten gegen Jüdische Brigade – Tag der Befreiung in Italien 25. April 2017

All dies interessiert palästinensische und italienische Anti-Zionisten, welche auf die leise Unterstützung vieler linker Gruppen in Italien setzen können, herzlich wenig. Auch dieses Jahr wurden die Unterstützer der Jüdischen Brigade wieder von einem Palästina- und FSA-Fahnen schwenkenden Mob mit »Faschisten«-Rufen, unfreundlichen Handzeichen und antisemitischen Plakaten empfangen. Mitglieder der City Angels - eine Art überparteiliche und uniformierte Vereinigung freiwilliger Sozialarbeiter – bildeten dieses Jahr einen Kordon, um eine weitere Eskalation zwischen Anti-Zionisten und Unterstüzern der Brigade zu verhindern. In Rom hatten jüdische Organisationen und die Nationale Vereinigung der italienischen Konzentrationslagerhäftlinge (ANED) den Aufmarsch boykottiert, weil sich die Nationale Vereinigung der italienischen Partisanen (ANPI) weiterhin weigert, konkrete Schritte gegen die antizionistische Hetze zu setzen.

Antizionismus ist die gegenwärtig vorrherrschende Form des Antisemitismus. Seine linkshumanistische Variante zielt darauf, Israel im Namen von Menschenrechte und Freiheit sytematisch zu deligitimieren, während der arabisch/islamische Antizionismus mehr oder weniger offen die Ermordung möglichst vieler Juden und die Zerstörung des Judenstaates fordert. Dementsprechend lauten die zentralen Forderungen von BDS »Ende der Okkupation« und »Rückkehrrecht der Flüchtlinge«. Die erste Forderung beinhaltet den Rückzug aus dem Westjordanland, Gaza, Ost-Jerusalem und den Golan-Höhlen. Während Extremisten in Gaza und der Westbank nun ohne Hindernisse Waffen und militärische Ausrüstung importieren dürften, wäre der israelische Rumpfstaat militärisch kaum mehr zu verteidigen. Ohne die natürlichen Barrieren des Jordantales und der Gebirgszüge in Judäa und Samaria wären die israelischen Ballungszentren in einem Streifen von gerade einmal 10 - 15 km Breite versammelt und direkt von der Grenze angreifbar. Das wie ein Mantra wiederholte Rückkehrrecht umfasst nach der Definition von BDS nicht allein alle palästinensischen Flüchtlinge von 1948 – 1967, sondern auch alle deren Nachkommen, zusammen über 5 Millionen Menschen. Perspektivisch könnten Juden im Rumpfstaat wieder eine Minderheit werden. Die in der Unabhängigkeitserklärung festgelegte Aufgabe des Staates, Juden eine »Heimstätte« zu bieten, in der Juden ihre »Geschichte unter eigener Hohheit« selbst bestimmen sollten, ein Judenstaat, der sich dazu verpflichtet, Opfer von Antisemitismus eine Zufluchtsstätte zu bieten, wäre damit Geschichte.

Müßig zu erklären, dass Israel keinerlei Anstalten machen wird, sich auf diese absurden Forderungen einzulassen. Was von linken Antizionisten als Menschenrechtsaktivismus verkauft wird, ist eine derbe Mischung aus Projektion, Halbwahrheiten, Geschichtsfälschung und Antisemitismus. Daher kann man keinen Satz bilden, ohne von Rassismus, Okkupation und Kolonialismus zu sprechen, während gleichzeitig das Schicksal von knapp 1 Million aus dem arabisch/islamischen Raum mit Gewalt vertriebenen Juden mit keinem Wort erwähnt wird. Joseph Samuel, ein Jude aus Bagdad erzählt in einem Videointerview für das Mizrahi-Project: »Wir wurden dazu erzogen, keinen Moslem herauszufordern. Wenn jemand ein schlechtes Wort zu Dir sagt, fordere ihn nicht heraus, ansonsten wird alles schlimmer für die Juden.« Hunderttausende Juden aus dem Nahen Osten flohen zwischen 1940 und 1970 nach Terror, Mord, Pogromen und systematischer Diskriminierung nach Israel, sie und ihre Nachkommen stellen nach Schätzungen 60% der israelischen Bevölkerung. Es gibt 22 arabische Staaten, doch dass Juden einen eigenen Staat gründen, gilt als historisches Verbrechen.

Den Zusammenhang zwischen Antisemitimus und Antizionismus zu begreifen ist keine Meisterleistung, die antisemitischen Schmähungen von BDS und Co sind bis ins Detail dokumentiert. Der Punkt ist, dass die überwiegende Mehrheit der linken Antifaschisten sich schlicht weigert, diese neue Form des Antisemitismus als ebensolche anzuerkennen.

Die Folgen dieser Politik konnte man im Sommer 2014 erblicken. Angefeuert durch linke An tizionisten, Muslimbruderschaft und AKP strömten europaweit Tausende militante Antizionisten auf die Strassen, um gegen Israel zu protestieren. In Frankreich griff der antisemitische Mob jüdische Geschäfte und Synagogen an. Während die antizionistischen Menschenrechtsaktivisten weltweit gegen Israel mobilisierten, griff ISIS die Eziden in Sinjar an, innerhalb weniger Tage wurden Tausende Eziden brutal ermordet. Doch die ultimative Gefahr für Frieden und Freiheit im Nahen Osten erblickt man im Zionismus, der jüdischen Emanzipations- und Befreiungsbewegung.

http://mondoweiss.net/2017/05/federation-endorses-palestinian/
http://europeanpost.co/jewish-brigade-contested-during-liberation-parade-in-italy/
http://blogs.timesofisrael.com/the-left-that-desires-israels-destruction/
http://eajc.org/page32/news57206.html
http://www.haaretz.com/jewish/news/1.650798
http://www.anpi.it/

Luis Liendo Espinoza ist Autor und lebt in Wien.





BEZAHLTE ANZEIGE

Konsequente Souveränisten

David Hellbrück über Reichsbürger als militante Querulanten



Foto: Thomas Hawk

Spätestens seit dem 19. Oktober 2016, als der 49-jährige Wolfgang P. einen Polizisten des Spezialeinsatzkommandos (SEK) im mittelfränkischen Georgensgmünd tödlich verletzte, sind die Reichsbürger in der deutschsprachigen Öffentlichkeit präsent. Wolfgang P. hatte sich gegen eine behördlich angeordnete Hausdurchsuchung zur Wehr gesetzt; er erkennt weder den Verwaltungsapparat noch die Vollstreckungsbeamten der Bundesrepublik Deutschland (BRD) an, begreift sich als Statthalter seines eigenen Reichsgebildes und erklärte seinen Schusswaffengebrauch dadurch, dass er die Hausdurchsuchung als Übertritt auf fremden Staatsboden, dessen Schutz und Verteidigung er sich zur Aufgabe gemacht hat, ansah.
Damit handelte Wolfgang P., dessen Logik schon längst nicht mehr die eines Staatsbürgers war, sondern zu einer des Staates wurde, konsequent und nicht etwa extrem oder radikal. Denn welcher Staat würde auf die Verletzung von territorialen Ansprüchen – vorausgesetzt, er sieht seine weitere Machtausübung dadurch bedroht – eines ihm fremden Staates nicht versuchen, mit Gewalt zu reagieren? Der Bürger hingegen würde über den Rechtsweg versuchen, eine vermeintlich illegitime Hausdurchsuchung anzufechten.
Wolfang P. ist nur einer unter vielen, zahlreiche Reichsgründungen erfolgten in den letzten Jahren.[1] Im Begriff des Rechtsextremismus gehen, wie es beispielsweise in der *konkret*[2] angenommen wird, die Reichsbürger nur schwer auf. Auch ist es zu beliebig, Reichsbürger und ähnliche militanten Querulanten als Anhänger einer Weltverschwörung zu sehen. Zweifelsfrei rekurrieren diese Leute auf Verschwörungstheorien, spinnen zuweilen auch ihre eigenen, doch die Annahme, dass die Verschwörungstheorie Selbstzweck sei, lässt außer Betracht, dass sie alle äußerst konkrete Autarkiebestrebungen hegen, oder besser gesagt: dass diese Bestrebungen und die Weltverschwörungstheorien einander bedingen.
Wolfgang P., der durch seinen Übertritt vom bundesrepublikanischen Staats- zum frei flottierenden Reichsbürger eine Quasi-Staatssetzung vollzog, imaginierte dadurch nicht nur sein Reich, sondern konstituierte es tatsächlich, indem er der zur Erscheinung gezwungenen Souveränität in Form des Staates in Form eines »Gegensouveräns« (Manfred Dahlmann) kriegerisch gegenübertrat, der allerdings in seinen Dimensionen im Vergleich zu anderen Gegensouveränen, die die Gewalt übergreifender zu entfesseln wagen (beispielsweise in Gestalt des Djihads), geradezu lächerlich wirkt.
Die Polizei fand nach der erfolgreichen Festnahme bei ihm 31 Waffen und einen Jagdschein. Noch im Januar 2016 versuchte er auf dem Amt der etwa 6700-Seelen-Gemeinde, seine Personaldokumente zu retournieren. Damit wollte er seiner eigenwilligen Auffassung nach die Staatsbürgerschaft aufgeben – vergebens, denn die Staatsbürgerschaft ist kein Recht des Einzelnen, das er nach Belieben entäußern kann, sondern obliegt letztlich immer der Entscheidungsbefugnis des Staates. In der Logik seines eigenen Wahns war das wiederum nur konsequent: sieht er sich doch in seinem reichsbürgerlichen Bewusstsein nicht als Staatsbürger seinem Staat unterworfen, wie er es wirklich ist, sondern als Souverän vor anderen Souveränen stehend.
Er meldete, obgleich er weiterhin Hauseigentum im Ort besaß, seinen Wohnsitz ab, demontierte den Briefkasten, um weitere Postzustellungen zu verhindern. Finanzielle Forderungen besäßen für ihn keine Gültigkeit mehr. Die BRD, so erklärte er, sei inexistent und damit seien auch behördliche Schreiben und Anordnungen hinfällig. Seit Frühjahr 2012 liefen die Geschäfte seines Kampfsportstudios schlechter, vier Jahre später kündigte er das Gewerbe auf. Im August 2015 sollte er eine Versicherung (wahrheitsgetreue Vermögensauskünfte gegenüber einer amtlichen Behörde) an Eides statt abgeben, er selbst erschien vor dem Amtsgericht nicht, einer abermaligen Vorladung des Amtsgerichts entzog er sich und teilte mit, dass er sich in seinem eigenen souveränen Reich befände und damit nicht den bundesrepublikanischen Behörden unterstellt sei.

Austrittserklärung

Die Verkennung des Gewaltmonopols zeigt sich bereits darin, dass der Reichsbürger den Souverän nur als Firma wahrhaben möchte, um sich ihm gegenüber selber als der eigentliche Souverän zu imaginieren. Wie viele andere reimt auch Wolfgang P. sich zusammen, dass das Präfix *Personal* in Personalausweis belegen würde, dass der Besitzer jenes Ausweises Personal der BRD sei, die daher kein Staat, sondern ein Unternehmen darstelle – oftmals reduziert auf eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung (,BRD GmbH'). Diese Staatlichkeit sei einer Fiktion geschuldet und sobald die Bürger solcher vorgeblichen Staatsbürgerschaft nur entsagen, sei auch die BRD hinfällig. Unter Rekurs auf diese Argumentationsfigur, die für die konsequenten Souveränisten maßgeblich ist, erklärte er, handschriftlich dokumentiert und im Internet verbreitet, durch eine ,Lebendmeldung', seinen Staatsaustritt. Wolfgang P., der den Staat als Firma apostrophiert, kündigt damit, wie er es meint, sein Dienstverhältnis auf.
Genauso wenig wie das Geld als Gegenständlichkeit existiert, denn nur die Münze mag dem Einzelnen sinnlich gegenübertreten, nimmt der Staat keine sinnlich wahrnehmbare Gestalt an, nur Beamte erscheinen als konkrete Individuen, die wiederum auch nur als Repräsentationsfiguren oder »Charaktermasken« (Karl Marx) auftreten. Da aber die bürgerliche Gesellschaft einen solchen übermächtigen Funktionszusammenhang bildet, dass der Unterschied zwischen der Handlung des Einzelnen und dem Ganzen, das nur als Verselbstständigungszusammenhang der Einzelnen existiert, nichtig zu werden droht, existiert gerade auch dann der Staat, wenn der Einzelne ihm entsagt.
Ohne diesen Leuten das Wort reden zu wollen, und darin liegt in Anbetracht der allzu geläufigen journalistischen und politikwissenschaftlichen Widerlegungen der Reichsbürger die wirkliche Schwierigkeit und das eigentliche Kunststück, sagt der Wahn der Reichsbürger doch auch etwas aus über den Wahn der Normalbürger, die mit dem aktuellen Inhaber des Gewaltmonopols konform gehen.

Zum Wahn des Reichsbürgers gehört aber nun, dass er sich einerseits als ein eigener Staat gegenüber der Firma BRD als Pseudostaat verhält, andererseits als Bürger eines der Firma BRD übergeordneten Reichs, das aus der Vergangenheit abgleitet wird. In diesem doppeldeutigen Sinn argumentiert er mit dem Hinweis auf sogenannte völkerrechtliche Bestimmungen, die angeblich ein höheres Maß an Gültigkeit als nationalstaatliche Regelungen besäßen. In aller Regel werden dann Behörden mit Verweis auf das internationale Recht, für das es keinen überstaatlichen Garanten (etwa einen Weltstaat) gibt, der dieses Völkerrecht – wie es ausschließlich im deutschsprachigen Raum heißt – durchsetzen könnte, geleugnet. So werden Vordrucke auf esoterisch anmutenden Internetpräsenzen oder Seminaren der Reichsbürger feilgeboten, die dann an die staatlichen Institutionen adressiert werden. Im behördlichen Jargon wird das Phänomen des massenhaften Adressierens von Schreiben mit allerhand absurden Erklärungen an staatliche Behörden zuweilen als *paper terrorism* bezeichnet. Ziel ist es, der erzwingenden Erscheinungsform von Souveränität in Form des Staates zu entsagen, um die Zahlung von Steuer- und Bußgeldern guten Gewissens abzuwenden.

Wolfgang P. gründete sein – wie er es nennt – eigenes Reich, Ausweis soll das Wappen sein, das seine Hausfassade fortan schmückt. Er erklärt sich selbst zum Reichsbürger, zum Bürger seines Reichs, auf seinem Grundstück. Das alles und noch viel mehr veröffentlicht er auf *Facebook* und auf *Youtube*. Als Querulant erhält er von anderen breite Solidaritätsbekundungen, zuweilen auch Besuche von Gleichgesinnten. Seine Reichszelle ist über das Internet vernetzt, sein Reich strebt nach Autarkie.
Vom Begriff des Reiches scheinen die Souveränisten schlichtweg fasziniert, erinnert sie das Reich noch an die Großmacht eines einstigen starken, noch souveränen Deutschlands, ob als Heiliges Reich Deutscher Nation, Königreich Preußen oder Drittes Reich. Doch nur der glamourös schimmernde Begriff erinnert an die Großmacht. Die Reichsgebilde der modernen Monarchen, die mehr Fürstentümer darstellen, zerfielen zuweilen in untereinander rivalisierende, die noch keine geeinte Reichsverflechtung konstituieren konnten, dennoch hielt jeder Reichsstatthalter fest an dem Reichsbegriff, damit er sich schließlich als oberster Souverän setzen kann. Und so auch der heutige Reichsbürger. Alles andere, wie beispielsweise die Setzung als Fürst, der sich unter einen König unterordnen müsste, würde ja auch den Verzicht auf die alleinige Vertretungsberechtigung als oberster Souverän eines (König-) Reichs bereits vorab bedeuten.

Eine ausführlichere Version des Artikels ist in der kommenden Ausgabe der Zeitschrift sans phrase zu lesen.

In der nächsten Ausgabe der Versorgerin gibt es eine Fortsetzung, die sich mit der österreichischen Variante der Reichsbürger (Freemen und andere) beschäftigt.

---

[1] Der deutsche Verfassungsschutz spricht von 10.000 Reichsbürgern, davon 500-600 Rechtsextremen. *https://www.verfassungsschutz.de/de/aktuelles/zur-sache/zs-2017-003-o-ton-maassen-reichsbuerger-selbstverwalter* (letzter Zugriff: 1. Mai 2017).

[2] In der Ausgabe vom Dezember 2016 heißt es in der Rubrik *krieg & frieden* kurz nach dem Fall Wolfgang P.s: »Die ,Reichsbürger', über die noch gestern Regierung, Polizei und Verfassungsschutz in Bayern und anderen Nazi-Hochburgen (Schleswig-Holstein, Niedersachsen) ihre gütige Hand hielten, bis einer von ihnen einen Polizisten erschossen hat, sind dadurch bei ihren Freunden und Helfern in Verschiss geraten, aber nur ein bisschen, denn auch danach entschuldigte ein Sprecher des Landesamtes für Verfassungsschutz den Verein als Ansammlung von ,Querulanten, Spinnern, Verschwörungstheoretikern und Geschäftemachern'. Was nichts anderes bedeutet, als dass es bei den Reichsbürgern etwa so bestellt ist wie bei der CSU, der CDU, der SPD, den Grünen, der Linkspartei, der AfD, der Pegida, bei Springer und beim Verfassungsschutz.«

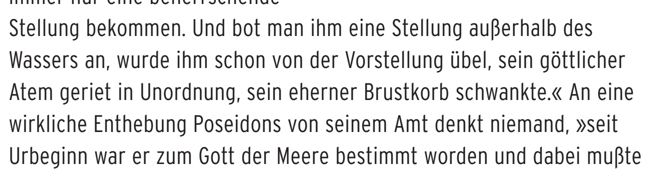
David Hellbrück lebt in Wien und ist u.a. Redakteur der Zeitschriften Pólemos *und* sans phrase.

Optimismus des Subjekts, Pessimismus des Individuums?

Zwei Miniaturen zur Dialektik der Aufklärung von *Gerhard Scheit*

I. Die Rundreise des Poseidon

In einem Prosafragment von Kafka sitzt der Meeresgott Poseidon immerzu an seinem Arbeitstisch und rechnet. Die Verwaltung der Gewässer gibt ihm unendliche Arbeit. »Er hätte Hilfskräfte haben können wie viel er wollte und er hatte auch sehr viele, aber da er sein Amt sehr ernst nahm, rechnete er alles noch einmal durch und so halfen ihm die Hilfskräfte wenig. Man kann nicht sagen daß ihn die Arbeit freute, er führte sie eigentlich nur aus weil sie ihm auferlegt war, ja er hatte sich schon oft um fröhlichere Arbeit, wie er sich ausdrückte beworben, aber immer wenn man ihm dann verschiedene Vorschläge machte, zeigte es sich, daß ihm doch nichts so zusagte, wie sein bisheriges Amt. Es war auch sehr schwer, etwas anderes für ihn zu finden.« Denn Poseidon ist keineswegs als ein einfacher Beamter zu betrachten, er ist zugleich ein Herrscher und in seiner Art wirklich ein Gott, nicht abzulösen von seinem Naturelement. So wie ihn Kafka beschreibt, erscheint er fast wie der Chef einer Zentralbank: Man konnte ihm »unmöglich etwa ein bestimmtes Meer zuweisen, abgesehen davon daß auch hier die rechnerische Arbeit nicht kleiner sondern nur kleinlicher war, konnte der große Poseidon doch immer nur eine beherrschende Stellung bekommen. Und bot man ihm eine Stellung außerhalb des Wassers an, wurde ihm schon von der Vorstellung übel, sein göttlicher Atem geriet in Unordnung, sein eherner Brustkorb schwankte.« An eine wirkliche Enthebung Poseidons von seinem Amt denkt niemand, »seit Urbeginn war er zum Gott der Meere bestimmt worden und dabei mußte es bleiben.« Am meisten ärgerte sich dieser Poseidon »– und dies verursachte hauptsächlich seine Unzufriedenheit mit dem Amt – wenn er von den Vorstellungen hörte, die man sich von ihm machte, wie er etwa immerfort mit dem Dreizack durch die Fluten kutschiere. Unterdessen saß er hier in der Tiefe des Weltmeeres und rechnete ununterbrochen, hie und da eine Reise zu Jupiter war die einzige Unterbrechung der Eintönigkeit, eine Reise übrigens, von der er meistens wütend zurückkehrte. So hatte er die Meere kaum gesehn, nur flüchtig beim eiligen Aufstieg zum Olymp, und niemals wirklich durchfahren.«



Und doch weiß dieser Gott, dass es nicht so bleiben wird, dass er einmal eine letzte Rechnung durchsehen wird müssen, gerade das gibt ihm eine gewisse Hoffnung. Er wartet auf den »Weltuntergang, dann werde sich wohl noch ein stiller Augenblick ergeben, wo er knapp vor dem Ende nach Durchsicht der letzten Rechnung noch schnell eine kleine Rundfahrt werde machen können.«

Kafkas Poseidon ähnelt den Götterfiguren der alten attischen Komödie. Bei Aristophanes herrscht auch schon eine gewisse, durchaus komische Weltuntergangsstimmung. In den *Vögeln* tritt sogar Poseidon selber auf und zwar als Abgesandter der Götter in der neuerbauten Stadt der Vögel, die den Olymp entmachten. Mit ihrer Stadt haben sie die Verbindung zwischen Menschen und Göttern unterbrochen und die Ernährung der Götter durch die Opfergaben der Menschen unmöglich gemacht. Poseidon scheitert: die Vögel treten an die Stelle der Götter. Kein Weltuntergang, aber eine Götterdämmerung, in der nun Poseidon tatsächlich seine Rundreise machen könnte, allein schon um irgendwo eine neue Einkunftsquelle zu finden. Die Komödien handeln vom Verschwinden der Götterwelt, die Komik des Aristophanes besteht nicht zuletzt darin, dass er die Konflikte des Homer und der Tragödien unverblümt vom Boden des Marktes aus darstellt. Das letzte erhaltene seiner Stücke lässt die gesamte Götterwelt schließlich in einen einzigen aufgehen: Plutos, Gott des Reichtums. Das Utopische an diesem Stück liegt aber darin, dass es der Polis gelingt, diesen Gott, dessen wichtigstes Merkmal darin besteht, dass er blind ist und seine Gaben dementsprechend verteilt, sehend zu machen.

In der *Dialektik der Aufklärung* von Theodor W. Adorno und Max Horkheimer findet sich ein ganz anderes Bild von Poseidon: Hier wird er Zeus als ein den alten chthonischen Naturmächten näherstehender Gott entgegengesetzt: »Der nahe Meergott Poseidon, der Vater des Polyphem und der Feind des Odysseus, ist älter als der universale, distanzierte Himmelsgott Zeus, und es wird gleichsam auf dem Rücken des Subjekts die Fehde zwischen der elementarischen Volksreligion und der logozentrischen Gesetzesreligion ausgetragen.« Dazu passt auch, dass er anders als Zeus Riesen und Ungeheuer zeugt, wie zum Beispiel Polyphem. »Der gesetzlose Polyphem aber ist nicht einfach der Bösewicht, zu dem ihn die Tabus der Zivilisation machen, wie sie ihn in der Fabelwelt der aufgeklärten Kindheit zum Riesen Goliath stellen. In dem armen Bereich, in dem seine Selbsterhaltung Ordnung und Gewohnheit angenommen hat, gebricht es ihm nicht an Versöhnendem. Wenn er die Säuglinge seiner Schafe und Ziegen ihnen ans Euter legt, so schließt die praktische Handlung die Sorge für die Kreatur selber ein …«

Während Poseidon den alten Göttern und der Natur näher gerückt wird, findet sich Zeus dem Odysseus angenähert: »Überlistet werden die Naturgottheiten wie vom Heros so von den solaren Göttern. Die olympischen Freunde des Odysseus benutzen den Aufenthalt des Poseidon bei den Äthiopiern, den Hinterwäldlern, die ihn noch ehren und ihm gewaltige Opfer darbringen, dazu, ihren Schützling ungefährdet zu geleiten. Betrug

BEZAHLTE ANZEIGE

ist schon im Opfer selber involviert, das Poseidon mit Behagen annimmt: die Einschränkung des amorphen Meeresgottes auf eine bestimmte Lokalität, den heiligen Bezirk, schränkt zugleich seine Macht ein, und für die Sättigung an den äthiopischen Ochsen muß er darauf verzichten, an Odysseus seinen Mut zu kühlen. Alle menschlichen Opferhandlungen, planmäßig betrieben, betrügen den Gott, dem sie gelten: sie unterstellen ihn dem Primat der menschlichen Zwecke, lösen seine Macht auf, und der Betrug an ihm geht bruchlos über in den, welchen die ungläubigen Priester an der gläubigen Gemeinde vollführen.«

Es gehört zur homerischen Welt, dass die Gegenüberstellung von Natur und Mensch, wie sie Adorno und Horkheimer als erste Form der Aufklärung innerhalb des Mythos wahrnehmen, in ganz bestimmter Hinsicht nicht durchgehalten werden kann: Die als Naturmächte Dargestellten selbst erweisen sich als ein bereits durch die modernen Tauschformen zur Darstellung Gebrachtes; die Natur, die zu unterjochen ist, kann nicht anders als durch das Geld hindurch wahrgenommen werden. Im Exkurs über die *Odyssee* wird angedeutet, dass die Naturgottheiten selbst schon nach Maßgabe der Äquivalentform gebildet sind, das zeigt sich gerade, wenn es um Gastgeschenke und Opfer geht: »Poseidon selber, der elementare Feind des Odysseus, denkt in Äquivalenzbegriffen, indem er immer wieder Beschwerde darüber führt, daß jener auf den Stationen seiner Irrfahrt mehr an Gastgeschenken erhalte, als sein voller Anteil an der Beute von Troja gewesen wäre, wenn er ihn ohne Behinderung durch Poseidon hätte transferieren können.« Und Polyphem und die anderen Ungetüme, die Odysseus überlistet, werden von den Autoren der *Dialektik der Aufklärung* zurecht schon als »Modelle der prozessierenden dummen Teufel des christlichen Zeitalters bis hinauf zu Shylock und Mephistopheles« erkannt. Aber hier bricht der Gedankengang ab, dem Widerspruch, dass Shylock und Mephisto in der christlichen Welt das Geld verkörpern, wird für die *Odyssee* nicht weiter nachgegangen, ihm ist schließlich das Kapitel über die Elemente des Antisemitismus gewidmet.

Damit hängt zusammen, dass in der Darstellung der *Dialektik der Aufklärung* die Grenze zwischen Odysseus und Zeus, den Heroen und den olympischen Göttern etwas verschwimmt. Odysseus ist sterblich, die Götter sind es nicht. Der Held der *Odyssee* kann darum zum »Heros des Überlebens« (Klaus Heinrich) werden. Gerade darin haben Adorno und Horkheimer etwas wie eine Mythisierung des Händlerdaseins erkannt: »Noch im pathetischen Bilde des Bettlers trägt der Feudale die Züge des orientalischen Kaufmanns, der mit unerhörtem Reichtum zurückkehrt, weil er erstmals traditionswidrig aus dem Umkreis der Hauswirtschaft heraustritt, ‚sich einschifft'. Das abenteuerliche Element seiner Unternehmungen ist ökonomisch nichts anderes als der irrationale Aspekt seiner Ratio gegenüber der noch vorwaltenden traditionalistischen Wirtschaftsform. Diese Irrationalität der Ratio hat ihren Niederschlag in der List gefunden als der Angleichung der bürgerlichen Vernunft an jede Unvernunft, die ihr als noch größere Gewalt gegenübertritt. Der listige Einzelgänger ist schon der homo oeconomicus, dem einmal alle Vernünftigen gleichen: daher ist die Odyssee schon eine Robinsonade. Die beiden prototypischen Schiffbrüchigen machen aus ihrer Schwäche – der des Individuums selber, das von der Kollektivität sich scheidet – ihre gesellschaftliche Stärke.« Zugleich mit der Scheidung von der Kollektivität erfolgt die von der Natur: »Er windet sich durch, das ist sein Überleben, und aller Ruhm, den er selbst und die andern ihm dabei gewähren, bestätigt bloß, daß die Heroenwürde nur gewonnen wird, indem der Drang zum ganzen, allgemeinen, ungeteilten Glück sich demütigt. Es ist die Formel für die List des Odysseus, daß der abgelöste, instrumentale Geist, indem er der Natur resigniert sich einschmiegt, dieser das Ihre gibt und sie eben dadurch betrügt.«

Durch beide Scheidungen wird das Subjekt, das doch imstande sein soll, sich auf ein Objekt zu beziehen, sei's die anderen Individuen, die außermenschliche Natur oder der eigene Leib, zum Selbst (»autos«, αὐτός), das kein Objekt zu benötigen scheint, worin die eigentlich Verblendung der Aufklärung besteht: es ist die Affiliierung an den Tauschwert, an die Äquivalentform, in deren Bann tatsächlich die Grenze zwischen Göttern und Menschen verschwimmen muss. »Die Herrschaft des Menschen über sich selbst, die sein Selbst begründet, ist virtuell allemal die Vernichtung des Subjekts, in dessen Dienst sie geschieht, denn die beherrschte, unterdrückte und durch Selbsterhaltung aufgelöste Substanz ist gar nichts anderes als das Lebendige, als dessen Funktion die Leistungen der Selbsterhaltung einzig sich bestimmen, eigentlich gerade das, was erhalten werden soll. Die Widervernunft des totalitären Kapitalismus, dessen Technik, Bedürfnisse zu befriedigen, in ihrer vergegenständlichten, von Herrschaft determinierten Gestalt die Befriedigung der Bedürfnisse unmöglich macht und zur Ausrottung der Menschen treibt – diese Widervernunft ist prototypisch im Heros ausgebildet, der dem Opfer sich entzieht, indem er sich opfert.«

Utopie ohne Opfer lässt sich eben nur mit Kafkas Poseidon denken. Jene kleine Rundreise, die er nach Durchsicht der letzten Rechnung, aber jedenfalls rechtzeitig vor dem Weltuntergang zu unternehmen gedenkt, ist jedenfalls keine, für die noch Rechnungen zu erledigen wären. Ebensowenig ist sie als Wiederholung der Odyssee gedacht: Es gibt, sollte sie wirklich stattfinden, keine Notwendigkeit mehr, in die Heimat zurückzukehren, auch keinen Zwang aufzubrechen. Die fremden Wesen, denen der Reisende dabei begegnen wird, können in ihm anders als im Heros weder eine Beute noch eine Gefahr erkennen. Aber er kann andererseits angesichts des Weltuntergangs auch nicht mehr als Gott auftreten. Wie lange sie dauert, bleibt ganz offen, klein erscheint sie nur angesichts des Unausbleiblichen, sie endet eben erst mit einem Weltuntergang, der von ihr weder befördert werden wird, noch verhindert werden kann.

II. Transzendenz in *Endspiel* und *Kadisch*

»Ich liebe die Ordnung«, sagt Clov in Becketts *Endspiel*. Die Ordnung »ist mein Traum. Eine Welt, in der alles still und starr wäre und jedes Ding seinen letzten Platz hätte ...« Und dann sagt er noch: »unterm letzten Staub«. Unter diesem Staub: »trübselige Einzelheiten, die des Begriffs spotten, eine Schicht aus Utensilien wie in einer Notwohnung, Eisschränken, Lahmheit, Blindheit und unappetitlichen Körperfunktionen. Alles wartet auf den Abtransport. Diese Schicht ist nicht symbolisch, sondern die des nachpsychologischen Standes wie bei alten Leuten und Gefolterten.« So Adorno in seinem *Versuch das Endspiel zu verstehen*. Im *Endspiel* wird eben nicht ausgesprochen, welche Katastrophe stattgefunden hat, die alles Leben zum Endspiel werden ließ. Deutlich wird nur, dass sie stattgefunden hat und durch nichts mehr zurückzunehmen ist. »Becketts Mülleimer sind Embleme der nach Auschwitz wiederaufgebauten Kultur«. Da fährt die Hoffnung nicht wie ein Stern vom Himmel über die Häupter der Figuren weg, wie in der von Walter Benjamin messianisch gedeuteten Stelle in Goethes *Wahlverwandtschaften*, sondern erscheint als »trübes Licht« im »Innenraum ohne Möbel«, vor dem der blinde Hamm sich mit einem übers Gesicht gebreiteten großen, schmutzigen Taschentuch schützt. »Solange die Welt ist, wie sie ist, ähneln alle Bilder von Versöhnung, Frieden und Ruhe dem des Todes. Die kleinste Differenz zwischen dem Nichts und dem zur Ruhe Gelangten wäre die Zuflucht der Hoffnung.« Doch diese Differenz, von der Adorno in der *Negativen Dialektik* spricht, wiederum im Hinblick auf Beckett, ist nur wahrzunehmen, wenn das trübe Licht, in dem Clov hinzutritt, noch immer als Transzendenz gedeutet wird.

Nichts könne gerettet werden, »das nicht das Tor seines Todes durchschritten hätte«, heißt es hier am Ende der *Negativen Dialektik*. »Ist Rettung der innerste Impuls jeglichen Geistes, so ist keine Hoffnung als die der vorbehaltlosen Preisgabe: des zu Rettenden wie des Geistes, der hofft. Der Gestus der Hoffnung ist der, nichts zu halten von dem, woran das Subjekt sich halten will, wovon es sich verspricht, daß es dauere.« So aber stellt sich das Problem, wie bei jener Preisgabe, wenn sie kein Märtyrertum und keine Heidegger'sche Todesontologie sein soll, eine Kritik des Opfers noch denkbar wäre; wie bei jener Überschreitung, wenn sie keine Sterbehilfe betreiben will, dem »ungeschminkt materialistischen Motiv«, dem »praktisch gewordenen Abscheu vor dem unerträglichen physischen Schmerz«, noch Genüge zu tun, von denen wenige Seiten davor in der Formulierung des kategorischen Imperativs nach Auschwitz die Rede ist.[1] Von Geist und Subjekt zu sprechen – unumgänglich für den, der wie Adorno »solidarisch« sein will »mit Metaphysik im Augenblick ihres Sturzes« – bedeutet immer auch über den physischen Schmerz, den quälbaren Leib, hinwegzugehen. Der aber findet sich vom Imperativ als das genannt, worüber nicht hinweggegangen werden dürfe!

Das Problem wird eben nicht los, wer (wie die mit allen Wassern des Poststrukturalismus gewaschenen Adorno-Fans) das Verschwinden der »Individualität als geistiger Reflexionsform« registrierend nur noch von Individuum und Leib spricht statt zugleich auch von Subjekt und Objekt – Begriffe, die doch die Voraussetzung sind, jenes Verschwinden überhaupt wahrzunehmen und das Individuierte vom Individuum, nicht zuletzt einer zoologischen Kategorie, zu unterscheiden; also das Verhältnis der Individuen zueinander und zur Natur als Verhältnis des Individuums zu sich selbst und zur eigenen Triebnatur zu begreifen. Mag nun aber der Transzendenz entsprechend das Opfer gefordert werden oder kritisiert: Transzendenz ist in jedem Fall Abstraktion von der Selbsterhaltung, deren ‚Übersteigen'; gerade auf sie richtet sich der »Seufzer der bedrängten Kreatur« (Marx), wenn die conservatio sui in ihrem unmittelbaren Vollzug fragwürdig geworden ist; anders gesagt: wenn die Trennung von Subjekt und Objekt – durch die unaufhebbare Bindung des je einzelnen Bewusstseins an den je einzelnen Leib gegeben – als Todesdrohung erlebt wird. Die Frage, ob und wie, aber auch wessen Selbsterhaltung möglich sei, findet sich dabei in Gestalt der göttlichen Instanz bzw. der intelligiblen Welt verschoben oder projiziert. Und der Mythos beantwortet sie mit dem Opfer, suggeriert eine Versöhnung von Subjekt und Objekt als imaginären Vollzug der Selbsterhaltung – zu Lasten der Kreatur und des Kreatürlichen. Wird aber gerade im Namen der Transzendenz verweigert, das Opfer zu fordern, vermag das Bewusstsein die Trennung von Subjekt und Objekt wiederherzustellen, die von der falschen, durch das geforderte Opfer geleisteten Versöhnung verleugnet wird. Darin liegt die Bedeutung von Benjamins Berufung auf die Theologie wie insgesamt der jüdischen Traditionen des Denkens. »Die jüdische Religion«, so die *Dialektik der Aufklärung*, »duldet kein Wort, das der Verzweiflung alles Sterblichen Trost gewährte. Hoffnung knüpft sie einzig ans Verbot, das Falsche als Gott anzurufen, das Endliche als das Unendliche, die Lüge als Wahrheit. Das Unterpfand der Rettung liegt in der Abwendung von allem Glauben, der sich ihr unterschiebt, die Erkenntnis in der Denunziation des Wahns.« Die Reflexion auf diese Rettung, einen ‚anderen' Zustand, der den Bedürfnissen gemäß wäre und Leid abwenden könnte, erfolgt deshalb dem *conatus*, wie Spinoza die Selbsterhaltung als Prinzip nannte, förmlich entgegengesetzt: Sie transzendiert den gegenwärtigen Zustand dieser Selbsterhaltung, der des Opfers bedarf, schließt die Möglichkeit einer anderen, einer opferlosen Vermittlung von Subjekt und Objekt zumindest nicht aus.

Vernunft wird in der *Dialektik der Aufklärung* als die Instanz eines kalkulierenden Denkens kritisiert, das »die Welt für die Zwecke der Selbsterhaltung zurichtet« und dabei – anders als noch Poseidon und Polyphem in ihrer Sorge für die Kreatur – »keine anderen Funktionen kennt als die der Präparierung des Gegenstandes aus bloßem Sinnenmaterial zum Material der Unterjochung«. Es kann gar nicht genug betont werden: In einer Zeit, in der die Nationalsozialisten das Selbstopfer einfordern und die Volksgemeinschaft dem willig entspricht, setzen sich diese *Philosophischen Fragmente*, die noch Adornos Beckett-Deutung zugrunde liegen, rückhaltlos dem Risiko größter Missverständnisse aus, indem sie den Vernunftbegriff, der in die Katastrophe, in »eine neue Art von Barbarei« führte, gerade nicht im Namen der Selbsterhaltung kritisieren, sondern aus dieser Selbsterhaltung die Herrschaftsformen ableiten, die ihn kennzeichnen. Genau darin aber bewahren Adorno und Horkheimer das utopische Moment des Denkens, wie es einmal, offen oder verdeckt, die Kritik der politischen Ökonomie und die Psychoanalyse vorangetrieben hat; genau darum nehmen sie allerdings auch Anleihe bei den »dunklen Schriftstellern der bürgerlichen Frühzeit«, etwa Machiavelli und Hobbes, die dem Egoismus des Selbst das Wort redeten und damit die Gesellschaft als das zerstörende Prinzip erkannt, die Harmonie denunziert haben. In der bürgerlichen Spätzeit wird jedoch erst kraft der utopischen Elemente in Analyse und Urteil das ganze Ausmaß dessen, was droht, sichtbar: Durch die Wendung gegen den bloßen *conatus*, der Unterdrückung und Leiden verewigt, stößt Marx schließlich auf das automatische Subjekt, Freud auf den Todestrieb und die *Dialektik der Aufklärung* auf die Elemente des Antisemitismus: Umschlag von Selbsterhaltung in Vernichtung, die wiederum Selbstvernichtung in Kauf nimmt.

Wenn diese Logik sich behauptet, bleibt das utopische Moment selbst, dem sich doch ihre Aufdeckung verdankt, praktisch reduziert auf ‚Transzendenz' in einem einzigen Sinn: dass der kategorische Imperativ nach Auschwitz »widerspenstig« ist gegen seine Begründung, wie Adorno das ausdrückt. Er ist als gegeben vorauszusetzen, insofern intelligiblen Charakters wie der Kantische. Adorno spricht zwar davon, dass Hitler diesen Imperativ den Menschen »aufgezwungen« habe, das aber ist nicht als Begründung zu verstehen, denn die Frage ist, unter welchen Voraussetzungen gesagt werden kann, dass eine historische Erfahrung, die hier mit Hitler benannt wird, etwas aufzuzwingen vermag: Darin liegt nach Auschwitz das Utopische. Dieses aber am »moralischen Gesetz in mir« zu verkennen (und die ganze Vergangenheitsbewältigungskultur läuft darauf hinaus), um sich gegen die Utopie einer anderen, von jener Logik befreiten Gesellschaft zu wenden (wie das die liberalen Kritiker der Kritischen Theorie und ihres messianischen Impulses tun), führt unvermeidlich zurück zur Verharmlosung dessen, was der Logik nach droht: die Wiederholung von Auschwitz; anders gesagt: zu unbegründetem Vertrauen in die Mechanismen der Selbsterhaltung, über deren Abgrund allein eine Kritik belehren könnte, die das weithin verachtete utopische Moment nicht preisgibt. Eben darauf fällt das trübe Licht in Becketts *Endspiel*: Das moralische Gesetz dient, wenn der utopische Horizont verschwunden ist, nur noch dazu, Selbsterhaltung zu parodieren. *Kadisch für ein nicht geborenes Kind* von Imre Kertész geht den umgekehrten Weg: Dass einem Imperativ gemäß gehandelt wird, erscheint unter den Bedingungen, von denen *Kadisch* handelt, noch unwahrscheinlicher und irrealer als dass jemals die Idee eines freien Zusammenlebens der Menschen, einer mit sich und der Natur versöhnten Gesellschaft verwirklicht werden könnte – und geschieht dennoch. Das wirklich Irrationale und tatsächlich Unerklärbare sei nicht das Böse, »im Gegenteil: es ist das Gute«. Berichtet wird die Geschichte von einem Mann, »besser gesagt, einem Gerippe«, unter den Deportierten »Herr Lehrer« genannt, der irrtümlich die Essensration des Erzählenden zusätzlich erhalten hatte und sie diesem mit den Worten »Was hast du denn gedacht?! ...« zurückgibt. Mit der doppelten Ration hatte er »eine zweifache Chance erhalten ... am Leben zu bleiben«, dass er aber »diese verdoppelte Chance, das heißt exakt diese zusätzlich zu seiner Chance sich bietende Chance, die eigentlich die Chance eines anderen wäre, *verwarf*, so zeigt das, daß die, wie soll ich sagen, die Annahme dieser zweiten Chance gerade seine *einzige* Chance vernichtet hätte, die ihm noch ermöglichte, zu leben und zu überleben ... Ja, und meiner Meinung nach gibt es dafür keine Erklärung, da es auch nicht vernünftig ist, verglichen mit der klar auf der Hand liegenden Vernünftigkeit einer Verpflegungsration, die in einer Konzentrationslager genannten Endlösung dazu dienen kann, das Ende zu vermeiden ...« Das Opfer wird nicht gefordert. Aber damit, es abzulehnen, ist die Frage, wie weiterleben, nicht beantwortet.

---

[1] »Hitler hat den Menschen im Stande ihrer Unfreiheit einen neuen kategorischen Imperativ aufgezwungen: ihr Denken und Handeln so einzurichten, daß Auschwitz nicht sich wiederhole, nichts Ähnliches geschehe. Dieser Imperativ ist so widerspenstig gegen seine Begründung wie einst die Gegebenheit des Kantischen. Ihn diskursiv zu behandeln, wäre Frevel: an ihm läßt leibhaft das Moment des Hinzutretenden am Sittlichen sich fühlen. Leibhaft, weil es der praktisch gewordene Abscheu vor dem unerträglichen physischen Schmerz ist, dem die Individuen ausgesetzt sind, auch nachdem Individualität, als geistige Reflexionsform, zu verschwinden sich anschickt.«

Von Gerhard Scheit erschien vor kurzem »Im Ameisenstaat: Von Wagners Erlösung zu Badious Ereignis. Ein Essay über Musik, Philosophie und Antisemitismus« bei Sonderzahl.

Düstere Helden aus dem Untergrund

Mladen Savić über antike Pessimisten

Es gibt zwei Vergangenheiten: eine davon ist offiziell. Die Geschichtsbücher strotzen vor Namen und namhaften Persönlichkeiten. Wer könnte sich alle merken! In verschiedensten Schriften sind sie zusammengetragen und verewigt. Unter ihnen finden sich neben dem Obenauf von Häuptlingen, Kriegern und Herrschern allerdings auch andere, die sozusagen einem geschichtlichen Untergrund angehören – Schriftstellerinnen, Künstlerinnen, Forscher, Ärzte und Denker. Die ersten landen in der Schullektüre, die letzteren letztlich in der Fachliteratur. In der Regel sind nur die riesigen Unterfangen, Werke unübersehbarer Nachwirkungen, und die großen Gedankengebäude, monumentale Systeme von Ideen, ins kollektive Gedächtnis der Menschheit aufgenommen worden. Die Tradierung normierend, hat jede Kultur eine solche Kanonisierung des Wissens unternommen.

Aus der gewünschten Norm verdrängt, überleben unzählige andere Namen als blasse Erinnerungen mündlicher Überlieferung, als mythische Figuren ohne Biographie, als Legenden kerniger Aussagen oder kühner Taten, und leben manchmal namenlos weiter als dem Zahn der Zeit entronnene Anonymi, die keine Institution, kein Kanon, kein kultureller Schnickschnack haben tilgen können. Wenn sie das Vergessen überdauern, so nur deswegen, weil sie inhaltlich leben, als ihr eigener Inhalt und Summe ihrer Gedanken. Der Gegenwart haben sie immer noch etwas zu sagen. Die Markantesten unter ihnen stellen die antiken Pessimisten dar.

Oft sind diese intellektuellen Helden aus dem Untergrund in aller Tiefe hoch über ihrer Zeit gestanden, sind unverstanden und in Trauer gewesen. Ja, traurig! Denn, Traurigkeit heißt Unverstandensein. Abseits von Politik und Mode haben sie nach der Stellung und Rolle des Menschen in der Welt gefragt, ohne Zuflucht zu nehmen im Etablierten, wo Bräuche, Meinungen und Gesetze jeweils ein Handeln vorschreiben. Aus der gebräuchlich fertigen Antwort über den Sinn und Zweck des Daseins haben sie wieder eine offene Frage gemacht und das menschliche Wesen und seine Bestimmung neu ergründen wollen. Ihre Originalität ist gleichzeitig nicht auf Kosten universeller Empfindungen und der allgemeinen Wahrnehmung gegangen. Angetrieben worden sind sie meist von gesellschaftlichen Verunsicherungen, in Abschnitten immer deutlicher werdender Umwälzungen.

Diese Erosionen, wodurch Menschen einander und sich selbst fremd werden, sind natürlich an bestimmte geschichtliche Bedingungen geknüpft. Auffällig ist aber, dass die Unruhen in einer Gesellschaft sich stets auf ihre Atmosphäre niedergeschlagen haben und so auch den Geist unruhig werden lassen. Die Betroffenen neigen dazu, den Menschen überhaupt als Problem zu fixieren, unabhängig von seinen gesellschaftlichen Bedingungen. Diese überzogene Abstraktion sei den Armen verziehen! Es entstehen in der Antike so genannte Klagelieder, klassische Produkte einer breiteren Verfallserscheinung, wenn Solidargemeinschaften auseinanderbrechen und eine Abkehr von anerkannten Glaubenssätzen einsetzt.

Solche kritischen Phasen – kritisch einerseits im Sinne von »problematisch«, weil die Gesellschaft innerhalb ihrer selbst und ihrer Ordnung nicht das Problem sieht; kritisch andererseits im Sinne von Kritik, wo der innere Konflikt des Ringens um seine Erkenntnis und Lösung nach außen getragen wird –, solche Zeiten sind das Merkmal geschichtlicher Übergangsphasen. In ihnen verdichten sich die Zweifel bis zur Verzweiflung und die Klagen bis zur Anklage, während die Gesellschaftsordnung stetig, viel langsamer als ein Einzelleben, vor sich hin fault, niedergeht und weiterbröckelt.

Doch im besagten Untergrund bekommt das Ausgeliefertsein des Menschen, seine gekränkte Natur, auf einmal eine menschliche Stimme, welche das erlauchte Obenauf entweder gerne überhört oder am liebsten gleich zu zerstören wünscht. Sie mag leiderfüllt und bitter sein, diese Stimme, ironisch und scharf unter Umständen, doch sie ist unerbittlich ehrlich. Außer Zweifel steht, dass es sich um schwierige Phasen handeln muss, und zwar nicht nur für jene, die ihrer Zeit überdrüssig und vielleicht voraus sind. Was sich den Geschichtsschreibern im Nachhinein als Blüte einer Kultur anbietet, kann den Zeitgenossen schon als Anfang vom Ende gelten. Erreichen die Veränderungen ein Ausmaß, das unvereinbar ist mit den bestehenden Verhältnissen, verschieben sich nämlich der Blick und die Gesinnung. Entwicklungen wie diese gipfeln in der Stiftung neuer Religionen und Weltanschauungen oder im Ausbruch von Aufständen und Revolutionen. Sind wiederum diese erst mit ihren Werten etabliert, geht das üble Spiel von vorne los, unter anderem Vorzeichen und auf einer höheren Ebene.

*

Jene menschliche Stimme indessen, die immer selten und am Einfluss gemessen immer schwach gewesen ist, überdauert trotzdem. In Form von Textfragmenten überlebt sie die Staaten, Herrscherhäuser und die großen ideellen Systeme. Dabei überlässt sie, zweifelnd, trauernd, anklagend, der Nachwelt einen Denkstoff für Jahrtausende. Mit seiner Behauptung zum Beispiel, dass die Annahme einer göttlichen Gerechtigkeit der Erfahrung der Ungerechtigkeit in der Welt widerspreche, gibt der nahezu vergessene Diagoras neuerdings Anlass zu unterschiedlichsten Auseinandersetzungen, insbesondere seit dem Holocaust als einem tragischen Wendepunkt der Geschichte.

Zuweilen klingt die menschliche Stimme ausgesprochen düster. Sogar in die Erlösungsreligionen hat sie sich eingeschlichen, wie im Falle Kohelets im *Buch des Predigers*, das in seiner Weltverneinung nun die Bibel überschattet, als literarische Besonderheit. Er sagt: »Eitelkeit über Eitelkeiten, alles ist eitel.« Und fragt: »Welchen Nutzen hat der Mensch von all seiner Mühe, mit der er sich abmüht unter der Sonne?« Sein Schluss: »Denn in der ganzen Weisheit ist viel Verdruss, und wer die Erkenntnis mehrt, der mehrt die Sorgen.« Dieser Talmudabschnitt ist umso erstaunlicher als er nahelegt, dass die Menschen »nichts Anderes als Vieh« seien, und behauptet, Gott habe alles gemacht, »damit man sich vor ihm fürchte«. Den »Menschenkindern« habe Gott ein »Geschäft« gegeben, um »sich damit abzuplagen«. Aus diesem Grund sei auch besser »der Tag des Todes als der Tag, da einer geboren wird«. Da wird man einfach sprachlos.

Vor des Poeten Gericht steht eine verkehrte Welt. Wenn man so eigenbrötlerischen Texten von einst eine gewisse Negativität zuschreibt, weil sie Diesseitsklagen anstimmen – also: Quintessenzen menschlicher

BEZAHLTE ANZEIGE

Erfahrung –, tut man ihnen Unrecht. Man kann sie ruhig pessimistisch nennen. Wahrscheinlich entstehen sie, wie gesagt, aus intellektueller Einsamkeit heraus, welcher eine enttäuschte Menschenliebe vorausgeht. In der wörtlichen Verurteilung, dass der Mensch nichts habe von seinem Tun und Treiben unter der Sonne, verbirgt sich ein humaner Kern, eine unerfüllte Erwartung ans Leben in seiner Gänze. Es ist insofern kein Zufall, dass der Humanismus in der Geschichte zunächst in Form eines Pessimismus auftritt.

Die Lebensumstände der Antike sind vergleichsweise beschwerlich gewesen, die Kenntnisse durchaus dürftig. Auf dieser Entwicklungsstufe erleben die Leute Leid und Übel des menschlichen Daseins – von der Knechtung bis zum Krieg, vom Hunger bis zur Zwietracht – als verhängnisvolles Schicksal und Strafe des Himmels. Parallel vermehren und verstärken sich aber auch die Zweifel an der Rechtsordnung, am Götterglauben und an der Landverteilung. Das antike Elend am häuslichen Herd hat selber das Murren um so ein Los, das Aufbegehren gegen derlei Besitzverhältnisse, den Unglauben an eine solche göttliche Vorsehung genährt.



Stećci – bosnische Grabsteine

Phaleas aus Chalkedon, der gesagt haben soll, dass um des Vermögens willen alle zum Aufruhr schreiten, wagt es seinerzeit, eine Gleichheit des Besitzes und der Erziehung vorzuschlagen. Man höre und staune: was für ein Gedankengang in einer intakten Sklavenhaltergesellschaft! Mit der Richtigkeit des Bestehenden und ähnlichen Überzeugungen ist es offenbar vorbei und dahin. Aus Gründen der Weiterentwicklung ist die Tradition mit ihren ordnenden, aber alternden Gedanken immer wieder als Unordnung und Widersinn empfunden worden, als etwas, das der natürlichen Verfassung des Menschen zuwiderläuft.

Es gibt da Berührungspunkte zwischen Hippias, der meint, dass die Gesetze den Menschen tyrannisieren und gegen seine eigentliche Natur zwingen, und Yang Tschu, der versichert, dass das Leben in Familie, Kirche und Gesellschaft nicht viel Angenehmes zu bieten habe und deshalb der Einklang mit dem Tao, seinem Urgrund, nötig sei. Beide lehnen traditionelle Erklärungen und Verhaltensmuster grundlegend ab und suchen nach einer Art Wiedervereinigung mit der Welt und sich selbst. Hegesias hat, um seiner Übersättigung mit der Gesellschaft Ausdruck zu verleihen, den Standpunkt vertreten, dass alles in allem der Tod dem Leben vorzuziehen sei. Hat er, ein Selbstmordprediger in Alexandria, denn nicht zu den Freien anstatt zu den Sklaven gehört? Was hat er sich nur dabei gedacht!

Der Pessimismus erscheint als ein sozialer Störfaktor, zum Teil als bewusste Provokation. Man kann ihn nicht ernst nehmen in seiner konsequenten Form, muss es aber seinem reflektierten Charakter nach. Seine rhetorische Frage nach dem Verbleib des Menschen in alledem, nach dem Sinn und Gewinn all dessen, kurz, nach dem Witz im Leben, ist in Wirklichkeit an seine Gesellschaft gerichtet. Die Reaktionen darauf fallen absonderlich aus: König Ptolemaios Philadelphos, der den ersten Syrienkrieg geführt hat, ehe er mit dem Leuchtturm von Alexandria das siebente Weltwunder vollendet, muss die Reden eines Hegesias offiziell verbieten lassen.

Indem der Pessimismus in aller Deutlichkeit seine Gegenwart verurteilt und sein Diesseits ablehnt, kritisiert er zugleich eine Ordnung, die eben dies hervorzubringen imstande ist. Man möge sich von der Überspitztheit seiner Schlussfolgerungen bloß nicht täuschen lassen! Oft trifft er eine wunde Stelle; er weiß, wovon er spricht. Denn er ist niemals über Nacht gereift, sondern hat viele dunkle Stunden und Tage am Grübeln und im Widerstreit mit sich selbst verbracht.

*

Am interessantesten unter den antik pessimistischen Texten ist wohl der ägyptische Papyrus Berlin 3024, leider unvollständig, auf die Mitte der 12. Dynastie datiert, sprich, fast vier Tausend Jahre alt. Er beinhaltet ein bemerkenswertes, wenn auch relativ unbekanntes Stück Literatur: *das Streitgespräch eines Lebensmüden mit seiner Seele*. An eine unbestimmte Hörerschaft und stumme Zeugen gerichtet, wie das so oft bei universellen Botschaften spielt, entfaltet es sich als Klagelied, in der wahre Weisheit steckt. Nicht nur wird versucht, das menschliche Leid als solches zu schildern, sondern auch das Innenleben mit seinen unterschiedlichen Gedanken, inneren Kämpfen und Stimmungswechseln zu verstehen. Unüblich daran ist jedenfalls, dass das Gespräch mit einer Ba-Seele geführt wird, obwohl man diesen Seelentyp – die Ägypter kennen drei, nämlich: Ka, Ach und Ba – ursprünglich nur den Königen zuschreibt.

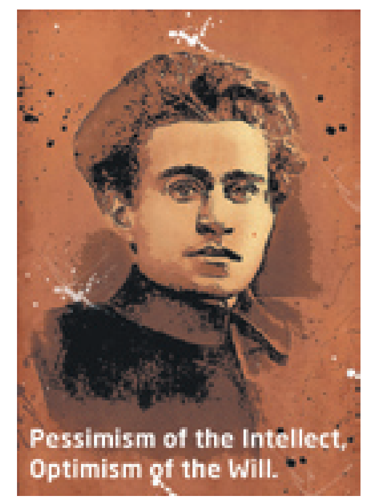
Ein Mann hat also genug vom Leben und möchte sterben, aber die Seele verweigert ihm die Gefolgschaft. Adolf Erman kommentiert: »Wer die Verderbtheit des Menschen und den Lauf der Welt gesehen hat, für den hat der Tod keinen Schrecken mehr.« Jan Assmann bringt es auf den Punkt: »Was ist schlimmer als der Tod? Nie gelebt zu haben.« Die persönliche Leidensgeschichte könnte einem russischen Roman entstammen. Der sanftmütige Mann erkrankt eines Tages. Seine Brüder verlassen und seine Freunde vergessen ihn schlagartig. Trotz seiner Anständigkeit kündigt ihm jedermann die Treue. Schließlich wird er auch noch beraubt, unrechtmäßig verurteilt und sein Name besudelt.

Die Klage im Wortlaut: »Zu wem spreche ich heute? Die Brüder sind schlecht. Die Freunde von heute können nicht lieben. Die Herzen sind frech. Ein jeder nimmt die Habe seines Nächsten.« Die Erde ist für ihn ein einziges Beispiel von Übeltätern, usw. Die Sklavenhaltergesellschaft Ägyptens kommt hier nicht gut weg. Aus dem Text ersichtlich ist, dass sie keine gerechte Ordnung darstellt. Gier und Gewalt regieren den drückenden Alltag. Überall raubt man und betrügt. Was ist mit den echten Menschen passiert? Ganz recht: mit wem redet man denn da überhaupt! Hinterbliebene hat der Mann übrigens keine, niemanden, wie geschrieben steht, der an seinem Sarg stünde.

Als abergläubisches Kind seiner Zeit bangt er daher um seine Zukunft im Totenreich. Vergebens fleht er die Seele an, ihm mit einer ordentlichen Bestattung den letzten Dienst zu erweisen. Sie weigert sich einfach. Auf der Suche nach dem adäquaten Selbstmord rät sie ihm zum Flammentod. Immerhin verlange die Asche, sehr sauber und vom Winde verwehbar, keine Fürsorge. Als er sich im Augenblick des inneren Schmerzes tatsächlich umbringen will, packt sie jedoch das Entsetzen, und sie entweicht dem Körper.

Die Situation wirkt einigermaßen befremdlich. Der Mann trägt sein Unglück vor, und seine Not ist schwer, heißt es. Währenddessen wendet sich die Seele ständig an andere, ohne ihm zuhören zu wollen. Als er sie bittet, sie solle doch ablassen, einen Traurigen im Leben zurückzuhalten, damit er im Totenreich endlich Recht und Ruhe finde, entgegnet sie ironisch: dann soll er doch alleine hingehen! Bei seiner Aufzählung der Götter, die ihn hören, richten, verteidigen und dergleichen mehr, hat man das Gefühl, er wolle damit sagen, dass die Götter weniger hartherzig sind als die Menschen und verständiger als seine eigene Seele. Diese zeigt keine Lust oder Absicht, mit ins Jenseits hinüber zu schreiten.

Das Nachdenken über die Beerdigung bringe bloß Traurigkeit und Tränen, sagt sie. Die Opfersteine der Pyramiden, wo durch schöne Arbeit Schönes geleistet wurde, seien ebenso leer »wie die der Müden, die auf dem Uferdamm sterben«. Die Seele will, im Gegenteil, den Lebensmüden denkbar unpassend überzeugen: »Folge dem Vergnügen, vergiss die Sorge.« Auch diese Ausflüchte stoßen auf taube Ohren. Von Neuem stimmt der Mann an, von der Tiefe seines Leids zu berichten, und davon, dass der Tod nun vor ihm »wie jemand sein Haus wiederzusehen wünscht, nachdem er viele Jahre in Gefangenschaft verbracht hat«. Im Tod sei man Ra, dem Sonnengott, nahe genug, um Gutes zu fördern. An dieser Stelle willigt die Seele versöhnlich ein und fügt in einem letzten Anflug von Ironie hinzu, der Arme solle sein Jammern doch unterwegs lassen. Die 33 Verse enden mit einer Versöhnung in Form einer Einsicht. Die Symbolik einer solchen Wendung ist sehr mächtig.



Antonio Gramsci

Die anhaltende Faszination für solche geschichtlichen Untergrundtexte rührt von ihrem Status des Besonderen, Abweichenden, Selbständigen und Zeitlosen. Kraftvoll ragen sie aus der Masse des Geschriebenen heraus. Die Beschäftigung mit ihnen ist lehrreich und bereichernd. Man kann bedenkenlos behaupten, dass diese Art von Pessimismus fundamental human ist, und zwar insofern, als dieser einen kritischen Beitrag zum Weltverständnis liefert, zur Problematisierung eines Ich, eines Wir, der Welt an sich. Im Grunde genommen braucht es keinen Sophokles, um die Macht des Reichtums als Quelle allen Leids zu identifizieren, und keinen Euripides, um die Übel des Krieges zu begreifen. Ein scharfzüngiger Pessimist in der Nachbarschaft hätte dazu völlig ausgereicht!

Eingehüllt in die Narrenfreiheit der schwarzmalerischen Übertreibung, verhält er sich, wenn er Stellung nimmt, wie ein anonymes Weltgericht: seine laute Klage läuft, wie gesagt, in eine stille Anklage über. Seine Worte schaffen es, den Glanz aller Namen und Dynastien, aller Paläste und Pyramiden mit einem Schlag zu überschatten. Die beklagte Unerträglichkeit bezieht sich ja notwendigerweise auf seine Zeit und Gesellschaft. Wenn das harte Urteil gesprochen ist, sitzt die Erfahrung im Zeugenstand. Kurz, das Unliebsame und »Unlebsame« des Lebens ist es, was dem Lebensmüden zu schaffen macht.

*

Selbst wenn man den Pessimismus gemeinhin als Schwarzmalerei bezeichnet und jene Bitternis, die ihn notwendig begleitet, keineswegs teilt, wird es selten passieren, dass man seinen Vertretern jegliche Vernunft abspricht. Diese Peinlichkeit wird den Optimisten schneller widerfahren, aus ihrem Hang heraus, auf einen guten Ausgang der Dinge zu vertrauen, im schlimmsten Fall zwanghaft. Dem vorsichtigen Menschen hingegen, der die anderen vor allzu viel Zutraulichkeit warnt, spricht man seit jeher Menschenkenntnis zu. Dass man lieber auf der Hut sein möge, ist sicherlich kein lockerer Spruch eines Vollidioten!

Hier hält der Pessimismus sein geistiges Schild in der Hand, gewappnet durch den Erfahrungswert seiner Vorsicht. Dadurch wird der Gutgläubige im Handumdrehen zum Narren, zu einem selbstverschuldeten Opfer, zum sehenden Blinden. Im Gegenzug wird pathologisiert: man stelle sich die Unausgeglichenheit vor, die zum Pessimismus führe, und die Verbohrtheit, die damit heranwächst, alles gleich schwarz zu sehen. Denselben Fehler – von seiner Gesellschaft abzusehen und von den konkreten Bedingungen zu abstrahieren –, welchen der Pessimist produktiv begeht, wenn er sein Kollektiv beklagt, macht der Optimist auf destruktive Weise, wenn er im individuell Verletzten nur noch den Nörgler erkennt. Man hat dann weder das Wissen noch die Erkenntnis erweitert. Eine humane Dimension fehlt folglich.

Am Balkan wiederholt sich im feudalen Mittelalter jene Situation, dass der Humanismus zunächst in seiner pessimistischen Ausgabe auftaucht, und zwar als Widerstand gegen die Herrschenden und die ihnen dienliche Tradition. Auf einem Bogomilengrabstein in Hrasno, dem sogenannten Steak, findet sich beispielsweise folgende Aufschrift: »Ihr werdet sein wie ich. Ich kann nicht sein wie ihr.« Ist dieser bogomilische Todeskult bereits Pessimismus, die Sichtweise eines absolutistischen Superlativs? Oder ruft der namenlose, unbekannte Verstorbene den Vorübergehenden nur auf unkonventionelle Weise die Unausweichlichkeit des Sterbens und die Gesetze des Kosmos ins Gedächtnis?!

Andere Bogomilengrabsteine, um nichts weniger einprägsam, sind noch um eine Spur expliziter, wenn sie verkünden, dass »der Himmel existiert, damit du im Glauben, du würdest den Sprung in die Ewigkeit machen, leichter ins Nichts springst«. Umso mehr verwundert es, dass das serbische, bosnische und mazedonische Bogomilentum, welches die materielle Welt mit dem Bösen gleichsetzt, umgekehrt über eine konsequente Ethik des Respekts vor dem Leben verfügt. Auch das ist keine zufällige Fügung, im Gegenteil. Das Entscheidende hierbei ist, dass es im antiken Pessimismus zu einem Perspektivenwechsel zugunsten des Subjekts kommt. Und dies darf nicht metaphysisch als radikal-negative Weltinterpretation, sondern muss historisch verstanden werden, nämlich als Aufbegehren gegen die objektiv verkehrte Welt.

*

Die Nichtigkeit, welche in Augenblicken eines Scheiterns oder eines Verlustes unbarmherzig hereinbricht und das gesamte Wesen eines Menschen durchströmt, von seinen Gedanken und Gefühlen bis zur Wahrnehmung, diese völlige Wertauflösung und finstere Zerbröselung des Glaubens an die Menschheit, dieses innere Absterben, diese Auslöschung von ehedem festen Prinzipien und Bedeutsamkeiten, so ein gewaltiges Entwerten des Lebenswegs und seiner Stolpersteine auf einen Abgrund zu – jeder normale Mensch hat solcherlei irgendwann schon gekostet und schmerzlich verspürt oder niemals wirklich geliebt, überlegt und Schlüsse gezogen. Die Seele ist eine feine Saite, und das Bewusstsein formt sich je nach seinen Erfahrungen. Na und?!

All das ist viel mehr als eine bloße Rückschau auf antike Bücher und Texte. Es ist eine Schule abseits des kulturellen Kanons. Gramscis Kombination aus einem *Pessimismus des Verstandes* und einem *Optimismus des Herzens* wäre in diesem Zusammenhang der zeitgemäßeste Kompromiss für die Helden eines künftigen Untergrunds.

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Drava-Verlags aus dem Buch »Mücken und Elefanten. Essays, Reflexionen, Polemiken«, 2016.

Ebenfalls bei Drava ist mit »Feuer am Dach« soeben ein neuer Band mit Essays, Reflexionen, Polemiken von Mladen Savić erschienen.

Mladen Savić geb. 1979 in Zagreb (SFR Jugoslawien), studierte Philosophie in Lennoxville, Québec, auf der Bishop's University, zertifizierter Wahlbeobachter für »EU Civilian Crisis Management«, Laienschauspieler beim »Integrativen Wiener Vorstadttheater«, lebt in Wien, Mitbetreiber der Agentur »textlagune«, Lektor, Übersetzer und Autor. Veröffentlichungen in verschiedenen Printmedien.

Im Western nichts Neues

Paulette Gensler über den blinden Pessimismus des Anti- und Post-Western[1].

Für Uli Krug

Der Western war nie so schlecht wie sein Ruf. Der klassische Western ist eine Heldengeschichte und zwar zu Recht. Uli Krug erklärte, »was einen Westernhelden ausmacht, nämlich als deus ex machina zu Pferde aufzutreten, der den Traum des Westens gegen seine Realität verteidigt.« Dieser Traum war in seinen Grundzügen immer vorrangig einer der Gerechtigkeit. Der geradezu triebhafte Gerechtigkeitssinn des Westernhelden ist vergleichbar mit jenem des Kindes, das, nachdem es das Äquivalenzprinzip gerade verinnerlicht hat, es ihm also frisch zur zweiten Natur wurde, dieses auch in aller Konsequenz und ohne Vorbehalte angewandt wissen möchte. Vielleicht braucht es also wirklich die frühe Identifikation mit dem Westernhelden, um diese in späteren Jahren noch nachvollziehen zu können. Der Western-Held nimmt Ungerechtigkeit, die Fremde erfahren, stets persönlich, obwohl er nur seinen Geschäften nachgehen will. Er wehrt sich geradezu gegen seine Regungen, scheitert aber sehr zuverlässig und wird vom kant'schen Imperativ, Menschen immer auch als Zwecke zu betrachten, überwältigt. Nach den griechischen Heroen und den mittelalterlichen Rittern ist der Westernheld der letzte Held. Als Einzelner steht er zwischen dem noch nicht existierenden Gericht und dem ständig drohenden Lynchmob und verkörpert stellvertretend die Hoffnung auf das »land of the free, home of the brave«. Diese Hoffnung ist gebunden an die Besiedlung des Westens, da erst diese den inhaltlichen Bruch mit dem alten Kontinent vollziehen möge. Der Western ist in seiner Gesamtheit eine Geschichte der Subsumtion unter das Kapital, sowie der Versuche, diese abzuwehren oder zumindest selbst zu gestalten. Die Siedler des Westens und Westerns waren die immanente Kritik des Bürgertums. Das Land, das der Trapper entdeckte, aber nicht nutzte, hatten die Pioniere mit ihrer Arbeit nutzbar gemacht. Indem sie sich auf die frühbürgerliche Mär der ursprünglichen Akkumulation bezogen, wie bei John Locke, legitimierten sie ihren Widerstand gegen die neue Landnahme durch Ostküstler – die Charaktermasken des Kapitals. Bei diesem Kampf lassen sie sich jedoch in der Regel durch den Helden vertreten. Dieser steht für die in Europa so schwer nachvollziehbare Melange aus Individualismus und Solidarität. Er ist auf der »Suche nach der Gemeinschaft, die im Aufbau der Gesellschaft endet.« Wobei für ihn in der neuen Gesellschaft kein Platz sein wird – was jeder Western, in dem der Held wieder wegreitet, schon andeutet. In den 1960ern lässt sich ein deutlicher Bruch im Genre registrieren. Die Spätwestern bezogen zunehmend die Legendenbildung selbst als Material mit ein. Der Westen mit seinen Regeln und seiner Moral wird hier nicht als Ganzes, sondern vor allem in Bezug auf seine Zukünftigkeit in Frage gestellt. Die Filme handeln von alten Helden in einer neuen, sich zu schnell wandelnden Zeit. Der Pessimismus ist Resignation sowie Ausdruck von Trauer und Hoffnungslosigkeit über den Verlust der Grenze und somit der Freiheit. Die alten Helden versuchen zu fliehen, aber in der Regel bleibt ihnen nur der Tod. Der Trauer des Spätwesterns gegenüber steht die hämische Kälte und der einfach nur sich selbst beweihräuchernde Zynismus des Italo-Western. Insbesondere die Gewalt, die auch in zahlreichen Spätwestern einen zentralen Platz einnimmt, wird vom Italo-Western als Kult zelebriert. Im Italo-Western der beiden Sergios (Leone und Corbucci) wurden die Werke durch die Verquickung mit dem Musikalischen zum Gesamtkunstwerk und im schlechten Sinn opernhaft. Jede Figur hat ihr eigenes musikalisches Motiv, und zwischen extremen Nah- sowie Detaileinstellungen und der Supertotalen steht der Held doch wieder auf als Narzisst und Psychopath. Nun beginnt endgültig die Zeit der sogenannten »Professionals«, denen endgültig der Profit zum Hauptmotiv jeder Tat gerann. Italo-Western sind nicht einmal per se schlechte Filme, aber es sind meist schlechte Western, wenn sie überhaupt als solche gelten können. Ihr Gehalt ist ihre zynische Unwahrheit. In der Mehrzahl sind es europäische Mythen. Die Helden sind listige Männer ohne Namen, die allzu deutlich an Odysseus gemahnen sollen. Das Versprechen (oftmals Goldschatz) steht als bloße Karikatur im Kontrast zum allgegenwärtigen Dreck in Form von Staub, Schlamm, Blut. Etwas sehr Europäisches tut sich in den Spaghetti-Western auf: die Grenze, welche der Spätwestern als verloren entlarvte, wird »wiedergefunden« – zwischen den USA und Mexiko, also zwischen Staaten. »Eine besondere Spielart [des Spätwestern] ist der Anti-Western, der die Mythen des Western nicht nur reflektiert, sondern radikal zerstört.« Woanders heißt es über den Anti-Western: »Ein Subgenre des Western, das sich mit seinem Kern zeitlich von der Mitte der 1960er bis in die Mitte der 1970er Jahre eingrenzen lässt.« Er »fällt zusammen mit dem Aufkommen von Bürgerrechts-, Studenten-, Frauen- und Antikriegsbewegung.« Hauptthema sei die »Demaskierung der idealisierenden und stereotypischen Darstellung der Besiedelung des Westens.« Die meisten Anti-Western sind schlichtweg Filme gegen den Vietnam-Krieg. Vor allem aber war der Anti-Western ein Indianerwestern. Damit einher geht die blinde Anerkennung der Eigenheiten der Unterjochten. So wird beispielsweise die »kulturell eingebundene Grausamkeit und Härte der Indianer der perversen Mordlust der weißen Landbesetzer gegenübergestellt.« Der Western war immer ein Versuch die Dialektik der Zivilisation zum Ausdruck zu bringen. Erst die Anti-Western werden dezidiert antizivilisatorisch. Diese Filme sind in der Tendenz die cineastischen Pendants zu den Parolen der studentischen Antikriegsbewegung – im Extrem deutscher Studenten: »SS, SA, USA!« Die blinde und verblendende Solidarität mit den Indianern, welche im Antiwestern zum Leitmotiv wurde, war vorher eine sehr deutsche Angelegenheit, die mit Karl May begann, sich über Fritz Steuben fortsetzte bis zum Werk Liselotte Welskopf-Henrichs und den DEFA-Indianerfilmen. Die deutsche Indianerliebe war getragen von dem Hass auf die USA. Die entsprechenden Werke versuchten eine Auslöschung des Amerikanischen Traumes an seinen Wurzeln; also zu »begründen«, dass es die USA nie hätte geben dürfen. Erst mit dem Vietnam-Krieg kam ein amerikanischer Selbsthass auf, der nun auf die eigene Geschichte projiziert wurde. Während die Welt verkündete: Amy go home! – erhob sich nun auch in diesem Zuhause die Anklage, dass man dieses auch nicht rechtens erworben hatte. Der Spätwestern hat den Mythos des Westens von innen immanent hinterfragt, der Blick des Italo- und Antiwestern kam schon von außen. Der Post-Western übernahm vom älteren Antiwestern die »beliebten Inhalte« wie »beispielsweise Antihelden, starke Frauenrollen, indianersympathische Darstellung, Kritik gegen die Haltung der Siedler, der Regierung und des Militärs, gesteigerte Gewalt und Gesetzlosigkeit, Sexualität und schwarzer Humor« packt sie aber meist gleich alle in jeden Film. Somit hat auch die gleichzeitige Übernahme der Gruppen und Rackets als handelnde Figuren eine spezifische Funktion. Aus der Forderung nach Gerechtigkeit wird der Kampf um Anerkennung, in dessen Zuge zahlreiche neue Klischees aufgestellt werden. Da zum Beispiel ein Drittel der historischen Cowboys schwarz waren, ist nun mit Sicherheit in einem Trio von Helden ein Schwarzer dabei, der aber mit trügerischer Sicherheit der Gute ist. So wird also Geschichte zu moralisierender Statistik. In Bezug auf den Western verhalten sich Anti- und Post-Western zueinander wie die Revolte der 68er und die heutige Dekonstruktion. Post-Western sind After-Western im doppelten bzw. bilingualen Sinne – sie kommen schlichtweg zu spät und sind zudem oder deshalb einfach nur beschissen. Post-Western sind verfilmte cultural studies und »Fake Western«, denn »der Post-Western ist kein Film über eine Epoche und auch nicht über einen Mythos, sondern er ist ein Film über ein Genre.« Das heißt, dass er keinen Bezug mehr zu seinem intendierten Material oder auch nur Sujet hat. Post-Western versuchen krampfhaft darüber hinwegzutäuschen, dass es die Science Fiction war, die das Erbe des toten Western angetreten hat. In dieser Sparte konnte man neue geographische Grenzen ohne jede Beschränkung finden und die Rassengrenzen mit allen Projektionen verfestigen. Vor allem aber bot die Science Fiction die scheinbar dringend benötigte Möglichkeit, seinen Pessimismus als Dystopie auszuleben. Hier hat man Raum und Zeit zur freien Verfügung. Wenn nun zwei akademische Westernexperten schreiben, »Post-Westerns present a dystopic vision of both the past and the present,« drücken sie die Absurdität des gesamten Postwestern aus. Es geht wohlgemerkt nicht um eine dystopische Zukunft als Darstellung der widerlichen Vergangenheit oder Gegenwart, sondern der postmoderne Western versucht wirklich, die Dystopie in der Vergangenheit zu entdecken. Dass es eine Dystopie in der Vergangenheit schon rein logisch nicht geben kann, stört die alternative Geschichtserzählung dabei wenig, die sich für Realismus hält, aber die Utopie des Westens mit der Fiktion des Western verwechselt, wobei die Letztere nur an Erstere erinnert und gemahnt. Magnus Klaue schrieb vor einiger Zeit: »Negativität zielt auf Nicht-Identität: Den Anspruch auf Glück begreift sie als wahr, aber ohnmächtig, das herrschende Unglück als wirklich, aber nicht als notwendig. Der Pessimismus dagegen exorziert das Glück als trügerischen Spuk und affirmiert das Unglück als notwendige Wirklichkeit.« Die Anti- und noch vielmehr die Post-Western versuchen sich mit ihren Dogmen über die angebliche Schlechtigkeit der amerikanischen Gesellschaft ins Recht zu setzen, indem sie sie als Notwendigkeit aus der Geschichte ableiten bzw. diese Schlechtigkeit schon in der Vergangenheit identifizieren. Ebenso quer wie ihre wirren »Analysen« der heutigen Gesellschaft, erweist sich ihre »künstlerische« Ausgestaltung der Vergangenheit. Der Pessimismus, welcher an den Anti- und Post-Western so gelobt wird, richtet sich gegen einen Optimismus der alten Western, der nur in dieser Form nie existierte. Der Western war eine Bearbeitung des utopischen Optimismus des Westens, und diese erfolgte überaus kritisch. Sie waren Elegien, motiviert durch die verpasste Verwirklichung der Utopie. Optimismus und Pessimismus verhalten sich zwar so ähnlich zueinander wie Hoffnung und Leid in der Kritik, aber auf einer ganz anderen Ebene, nämlich in der Leugnung von Widersprüchen. Die Hoffnung, welche sich im klassischen Western mal explizit, oftmals jedoch implizit zeigte, war jene, dass die Kritik, welche er darstellte, doch noch Wirkung zeigen möge, dass der Wandel noch aufhaltbar, dass eine vernünftige Einrichtung des Westens noch möglich wäre. Der Pessimismus des Spätwestern war deshalb ein erwachsener, da er sich darin nicht selbst gefiel. Indem dieses Subgenre aufhörte zu existieren, zog es die Konsequenz aus der eigenen Hoffnungslosigkeit, die die historisch verpasste Chance als eine verpasste Chance erkannte. Der Anti- und der daraus hervorgehende Postwestern ist einfach nur pubertär, sein Pessimismus ist selbstgefälliger Trotz. Die Wahl Donald Trumps lässt befürchten, dass uns noch einige solcher zombiehaften Trotz-Produktionen bevorstehen.

---

[1] Eine längere Version des Textes mit ausführlichen Beispielen ist online verfügbar: http://versorgerin.stwst.at/autorin/paulette-gensler

---

Paulette Gensler lebt und schreibt in Berlin.

Der neue Gibling.

Ab 14. Juni 2017 in Deiner PUNKAUSTRIA!



Alle Scheine unter: http://punkaustria.at/editionen.html

In die Schlafmangel genommen

Svenna Triebler über Erkenntnisse der Schlafforschung und die »Frühaufsteherdiktatur«

»Schlaft aus, Verdammte dieser Erde
die stets man noch zum Aufstehn zwingt«

Hartnäckig hält sich der Glaube, der Mensch sei von Natur aus dazu gemacht, beim ersten Hahnenschrei aus dem Bett zu springen und in die Kissen zu sinken, sobald die Erdrotation das Licht runterdimmt. Man kennt das ja: Sobald die Leute frei über ihre Zeit verfügen können, sagen wir, an einem typischen Sonntagmorgen, strömen sie im Morgengrauen aus den Häusern, um den Sonnenaufgang ... - halt, stopp: Üblicherweise sieht man um diese Zeit dann doch eher die letzten Nachtschwärmer bettwärts schwanken beziehungsweise ist selbst einer davon.
Nicht nur diese empirische Erfahrung legt nahe, dass die Im-Frühtau-zu-Berge-Enthusiasten nicht das menschliche Standardmodell darstellen, die Wissenschaft unterfüttert dies auch mit Daten. So ist der Schlafforschung schon länger bekannt, dass es *den* typischen menschlichen Biorhythmus nicht gibt; vielmehr existiert ein Spektrum von sogenannten Chronotypen, das so weit gefächert ist, dass die ersten Frühaufsteher schon ein paar Stunden munter sind, wenn sich extreme Nachtmenschen gerade erst ins REM-Hirnkino begeben. Laut einer vom Münchner Schlafforscher Till Roenneberg geleiteten Studie, für die bisher rund 50.000 Menschen nach ihren werk- und feiertäglichen Schlafgewohnheiten befragt wurden, verteilen sich die verschiedenen Chronotypen auf eine sogenannte Gaußsche Glockenkurve (siehe Grafik): Besonders viele Leute fallen also irgendwo ins Mittelfeld, während ausgeprägte Morgen- beziehungsweise Abendtypen um so seltener sind, je stärker ihr Tagesablauf vom Mittel abweicht.
Aus der Statistik ergibt sich zum einen, dass die Durchschnittsschläfer, die gegen Mitternacht ins Land der Träume entschwinden und so zwischen acht und neun Uhr wieder aufstehen, zwar am häufigsten vorkommen, aber bei weitem nicht die Mehrheit stellen, wenn man ihnen die Gesamtheit der (leider auch von seriösen Schlafforschern) als »Lerchen« und »Eulen« Bezeichneten gegenüberstellt. Zum anderen zeigt sich, dass selbst der klassische »9 to 5«-Büroarbeitstag für mehr als die Hälfte aller Menschen eigentlich viel zu früh beginnt – von den etwa im Handwerk oder bei der Müllabfuhr üblichen Arbeitszeiten ganz zu schweigen.

Die Glücklichen, deren innere Uhr mit dem Normtag synchron läuft, haben für die vor ihrer Zeit aus dem Bett Gerissenen gerne den Rat auf Lager: »Dann geh doch einfach früher schlafen.« Dass die Schlaumeier als Antwort darauf nicht regelmäßig den Kaffee ihrer unausgeschlafenen Mitmenschen ins Gesicht geschüttet bekommen, dürfte einzig und allein daran liegen, dass Letztere das dringend benötigte Koffein nicht verschwenden wollen. Denn Nachtmenschen wissen zumeist aus langer Erfahrung, was auch die Chronobiologie inzwischen untermauert: Wer verlangt, jemand möge sich gefälligst »mit ein bisschen Selbstdisziplin« angepasstere Schlafgewohnheiten zulegen, könnte genausogut behaupten, eine Bodenturnerin müsse nur das richtige Training absolvieren, um eine neue Karriere im Kugelstoßen zu starten.
Zwar lassen sich die Schlaf-Wachphasen durch äußere Taktgeber wie Licht und feste Gewohnheiten beeinflussen, allerdings nur in einem engen Spielraum von wenigen Stunden nach vorne oder hinten. Der Grundrhythmus hingegen wird von zellulären und hirnphysiologischen Mechanismen vorgegeben, für die inzwischen auch genetische Grundlagen gefunden wurden. So verzögert eine Genvariante, die kürzlich von einer Forschungsgruppe an der Rockefeller University in New York bei einer spätschlafenden Probandin identifiziert wurde, die Aktivierung eines weiteren Gens, das für die innere Taktung zuständig ist; übereinstimmende Funde bei weiteren »Nachteulen«, die das Team in Gendatenbanken ausfindig machte, untermauern die Beobachtung - die innere Uhr geht bei Trägern dieses Gens also permanent nach. Und sogar bis zu 15 Gene sollen bei ausgeprägten Morgenmenschen dafür verantwortlich sein, dass diese ihren Zeitgenossen mit ihrer Munterkeit zu unchristlicher Uhrzeit auf die Nerven fallen.
Aktiv verstellen lässt sich die angeborene Zeitschaltuhr also kaum; dafür tut sie dies im Laufe eines Lebens üblicherweise von selbst. Zum einen sinkt mit steigendem Alter generell das Schlafbedürfnis (Stichwort »präsenile Bettflucht«), zum anderen verschieben sich auch die Schlaf- beziehungsweise Wachphasen: Während Kinder, wie Eltern nur allzu gut wissen, eher morgenaktiv sind, verlagert sich der Rhythmus zur Pubertät hin deutlich nach hinten. Dass Jugendliche und junge Erwachsene gerne mal die Nacht durchmachen, liegt also nicht allein daran, dass sie ihre wachsende Unabhängigkeit auskosten, sondern zu großen Teilen an ihrer inneren Uhr. Erst mit weiter zunehmendem Alter verschiebt sich der Rhythmus dann wieder in Richtung Früh(er)aufstehen.[1]

»Bitte nicht wecken: Schlafrhythmus der Autorin (Pfeil) im Vergleich mit der restlichen Bevölkerung«

Die Chronobiologie von Jugendlichen kollidiert somit besonders hart mit dem Tagesablauf, den andere für sie vorsehen. Lehrer mühen sich allmorgendlich vor überwiegend allein körperlich anwesenden Klassen ab, den Unterrichtsstoff in Hirne zu transferieren, die sich noch im Tiefschlafmodus befinden, und Schlafforscher fordern seit Jahren, die erste Stunde zumindest für die Altersgruppe 13 bis 18 nach hinten zu verlegen. Entsprechende Versuche in den USA haben gezeigt, dass die Schüler nicht nur aufmerksamer sind, auch Fehlzeiten und Unruhe in der Klasse gehen zurück, wenn man die Kids auch nur eine Stunde länger ausschlafen lässt.
In Deutschland scheitern derartige Vorstöße zumeist am Widerstand von Eltern, die schließlich selbst noch zum Arbeitsplatz hetzen müssen, sowie schlicht am altbekannten Prinzip des Hamwaschonimmersogemacht, gerne zusammen mit einer ordentlichen Prise Gelobtseiwashartmacht. So etwa in der Argumentation von Josef Kraus, Vorsitzender des konservativen Deutschen Lehrerverbandes: »Schule soll einstimmen auf spätere Lebens- und Berufsrealitäten, und die beginnen bei den allermeisten Menschen nicht erst um 9 Uhr. Das gilt nach wie vor.«
Der Gedanke, dass auch für die Mehrheit der Lohnabhängigen der Tag viel zu früh beginnt und sich daran doch vielleicht etwas ändern ließe, passt nicht in eine Gesellschaft, in der das Aufstehen im Morgengrauen als Ausweis der Leistungsbereitschaft gilt, während die Nachtaktiven[2] nicht nur unter chronischem Schlafmangel, sondern zu allem Elend auch noch dem Verdacht der Faulheit zu leiden haben.[3] Für diesen Zustand gibt es einen Fachbegriff (den ich, wie in aller Bescheidenheit angemerkt sei, selbst geprägt habe): Er nennt sich Frühaufsteherdiktatur.

An der sich übrigens einmal mehr die Legende von der unsichtbaren Hand des freien Marktes widerlegt, die schon alles zum Besten regele. Schließlich kann einer Gesellschaft, die auf eine maximale Ausbeute an menschlicher Arbeitskraft abzielt, eigentlich nicht daran gelegen sein, dass ein Großteil der Beschäftigten durch den Tag schlurft wie eine Zombiearmee, Montagswagen produziert oder gar vor Übermüdung noch schwerwiegendere (und teure!) Fehler begeht. Auch die Folgekosten sind nicht zu unterschätzen, denn ein chronisches Schlafdefizit - und erst recht jene Ausgeburt der chronobiologischen Hölle namens Schichtarbeit – gilt als Risikofaktor für zahlreiche Erkrankungen von Migräne über Herz-Kreislaufleiden bis hin zu Krebs.
Naiv könnte man also erwarten, dass die Flexibilisierung der Arbeitswelt dazu führt, dass es für alle Chronotypen Jobs gibt, in denen diese (oder korrekter: die jeweiligen Arbeitgeber, soviel marxistische Pingeligkeit muss sein) ihr volles Potential ausschöpfen können. Stattdessen erfolgt die Entgrenzung der Arbeitszeit ohne Rücksicht auf Verluste, will heißen, die innere Uhr der Lohnabhängigen.
Offenbar verhält es sich mit der Frühaufsteherdiktatur ähnlich wie mit dem Sexismus, der ja aus kapitalistischer Sicht ebenso widersinnig ist, wenn er etwa potentielle weibliche Talente aus Männerdomänen wie der IT-Wirtschaft oder oder den Ingenieurswissenschaften fernhält: In beiden Fällen stecken die Betroffenen im Schraubstock aus eingefahrenen Gesellschaftsmustern einerseits und Marktliberalismus andererseits. Frauen dürfen inzwischen nicht nur ohne Erlaubnis ihres Ehemanns arbeiten, sondern müssen es dank ökonomischen Zwängen oft auch, finden aber überwiegend schlechtbezahlte Stellen in stereotypen Berufsfeldern; und die Rund-um-die-Uhr-Gesellschaft bedeutet in erster Linie eine entgrenzte zeitliche Verfügungsgewalt über die Lohnabhängigen, die standardmäßig aber weiterhin spätestens um neun Uhr auf der Arbeit erwartet werden. Nachtmenschentaugliche Jobs hingegen finden sich überwiegend in der Gastronomie und anderen Bereichen des Dienstleistungs-, also anders gesagt, Niedriglohnsektors. Man sollte also für die Überwindung der Frühaufsteherdiktatur nicht auf die Selbsterhaltungskräfte des Kapitalismus hoffen, der hat schließlich schon ganz andere inhärente Dysfunktionalitäten überstanden; und sein Motto lautet bekanntlich auch nicht: »Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen (Schlaf-)bedürfnissen.«
Es kann allerdings auch nicht schaden, auf letzteren vehement zu insistieren; schon der Kampf um den Achtstundentag war ja nicht ganz zufällig ein konstituierendes Moment der Arbeiterbewegung. Und immerhin hat sich die Erkenntnis, dass Menschen im Bett höchst unterschiedliche Vorlieben pflegen, in den letzten Jahrzehnten ja zumindest in sexuellen Belangen einigermaßen durchgesetzt. Es besteht also Hoffnung, dass dies auch in Hinsicht auf die chronotypische Vielfalt möglich ist.

---

[1] In Deutschland beginnt die Schule üblicherweise um acht Uhr, in Sachsen und Sachsen-Anhalt als Erbe aus dem Arbeiterparadies DDR meistens sogar schon um 7.30 Uhr; dort ist es zudem nicht unüblich, den Schülern allen Ernstes auch noch eine »nullte Stunde« ab 6:40 Uhr zuzumuten. Ein Schelm, wer da einen Zusammenhang mit dem missgelaunten Arschlochtum Marke Pegida vermutet.
[2] Gerne auch Langschläfer genannt, was nicht nur einen abschätzigen Unterton hat, sondern schlicht sachlich falsch ist - Nachtmenschen schlafen eben üblicherweise nicht mehr, sondern lediglich später. Die Autorin wäre allerdings bereit, den Begriff zu tolerieren, wenn sich die Morgenmunteren im Gegenzug als Frühmenschen titulieren lassen.
[3] Himmelarschundzwirnnochmal, wir sind einfach nur MÜDE.

Svenna Triebler lebt in Hamburg. Sie schreibt für die Zeitschriften Konkret und Jungle World und verbittet sich Anrufe vor 13 Uhr.

DER GIBLING SAMMELT KUNST WERK #5

ELLA RAIDEL
***WONDERLAND*, BEIJING, 2016**
30X40 CM AUF ALU KASCHIERT



Wonderland Amusement Park ist ein aufgelassener und nie vollendeter Vergnügungspark außerhalb von Peking. Das Betonskelett des Schlossturms ist der letzte Hinweis auf das abgerissene Traumland. Hinter der Szene wurde eine Outlet-Shopping-Zone errichtet, als Ersatz für das fehlgeschlagene Vergnügungsprojekt.

Of Haunted Spaces ist Ella Raidels kunstbasiertes Forschungsprojekt über Chinas Geisterstädte.

www.hauntedspaces.net

Die Gibling-Kunstsammlung ist ein Projekt der Stadtwerkstatt. Kuratorin 2016/17: Maren Richter.
Mehr Infos zum Gibling als Communitywährung, Währungskunst und Kunstsammlung: punkaustria.at



»Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh‘ ich wieder aus«

Die Schauspielerin Sophie Rois über die Volksbühne Berlin, das Theater als Gegenbühne und den Ausverkauf der Intimität im Gespräch mit *Jakob Hayner*

Sophie Rois, Du bist seit 1993 fest an der Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz. Du hast, ich übertreibe ein wenig, dein halbes Leben hier verbracht. Wie kam es dazu? Ein glücklicher, ein lebensprägender Zufall?

Du übertreibst nicht, es waren die entscheidenden Jahre meines Erwachsenenlebens.
Ein Zufall war es wohl nicht, denn ich habe so ein Theater gesucht wie der Hund die Wurst, mit der Nase. Aber, ja, Glück muss man haben und zur richtigen Zeit am richtigen Ort sein. Vielleicht ist das auch Teil der Begabung, jedenfalls Frank Castorfs Begabung, der nach dieser sogenannten Wende an diese Volksbühne kam, an dieses spezielle Theater, schon in seiner architektonischen Erscheinung, mit der riesigen Bühne, dem nicht hierarchischen Zuschauerraum ohne Logen, mit Marmor aus der Reichskanzlei im Foyer, am Rosa-Luxemburg-Platz, vormals Horst-Wessel-Platz, historisch enorm aufgeladenes Gelände, wo Erich Mielke 1931 zwei Polizisten erschossen hat. Da hat Castorf 1992 angefangen unter dem Motto: in drei Jahren berühmt oder tot. Und das war kein launiger Spruch, das war eine Haltung. Todesverachtung und Arroganz sind unterschätzte Tugenden.
Aus der ersten Produktion bin ich dann gleich ausgestiegen. Nicht leichtfertig und mit gutem Grund, aber als Anfänger macht man sich damit nicht grade beliebt. Matthias Lilienthal (der damalige Chefdramaturg) hat mir später erzählt, dass er zu Castorf gegangen sei und sagte, schmeiß die raus, die macht nur Ärger. Castorf war zwar ebenfalls nicht begeistert, aber er ließ es dabei. Und das war beispielhaft für eine bestimmte Praxis hier am Haus: Man muss die Menschen, mit denen man arbeitet, nicht unbedingt verstehen, um sie zu respektieren.

In Kühnen, 94 von Christoph Schlingensief

An der Volksbühne gab es also ein Recht auf Eigensinn?

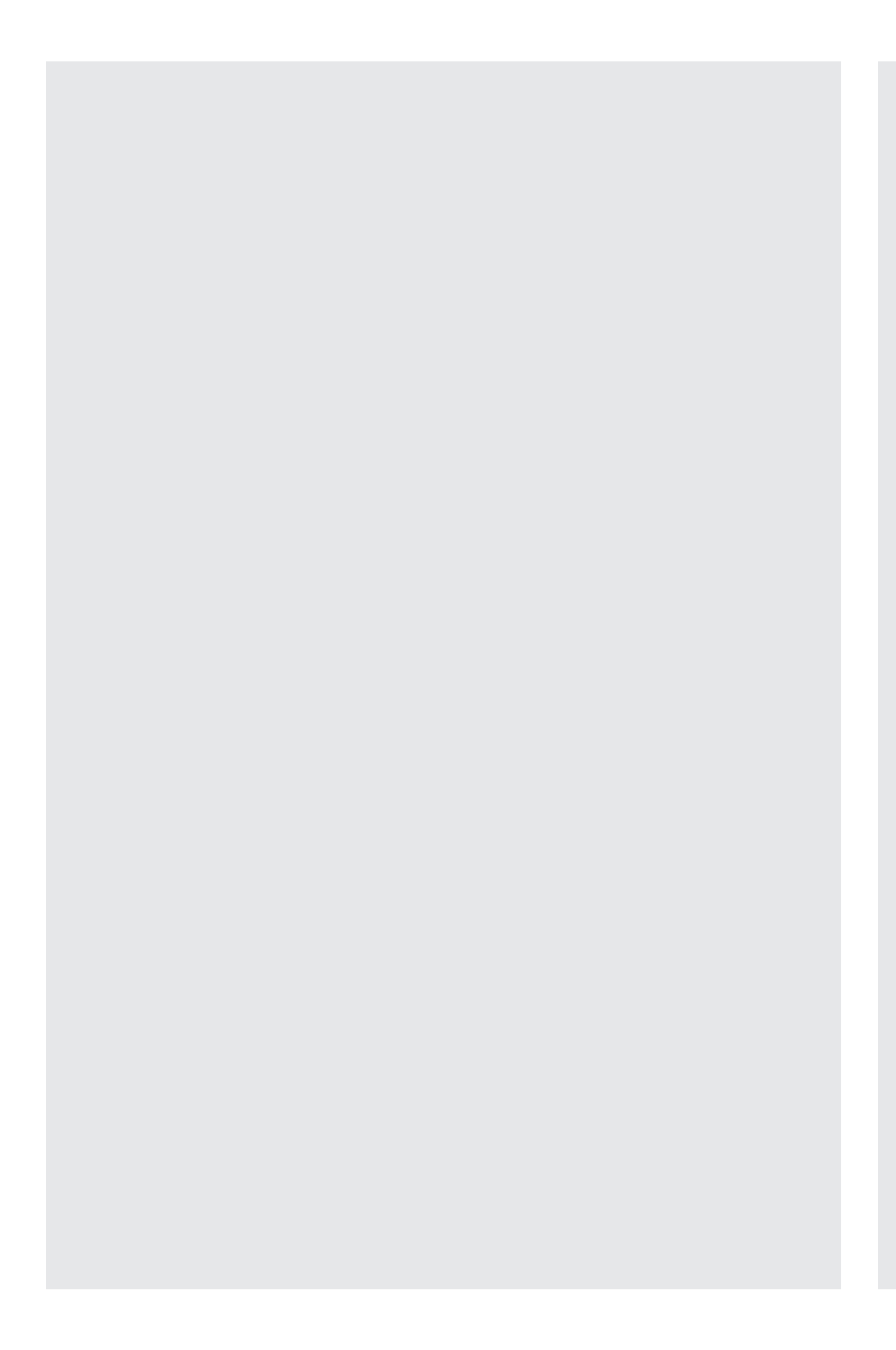
Wenn man möchte, dass die Leute so spielen, wie sie hier spielen, und so arbeiten, wie sie hier arbeiten, kann man nicht so einen Kadavergehorsam verlangen. Aber das ist am Theater meist anders. Da herrscht strikter Gehorsam, aber auf der Bühne soll man natürlich total irre und anarchisch sein und sich dann auch gleich noch zum Golfkrieg verhalten. Und alles soll ganz wichtig sein. Wobei, wichtig ist da ja erstmal überhaupt nichts. Ich glaube nicht an eine ausgeschriebene Wichtigkeit des Theaters, das immer reagieren muss auf die nächste Schlagzeile. In dem Moment, wo man etwas auf der Bühne macht, ist es natürlich sehr wichtig, es gibt überhaupt nichts Wichtigeres. Aber zugleich ist es ganz unwichtig. Und das ist das Beste an der Sache. In ihrer ganzen Geschichte, seit ihrem Bestehen war die Volksbühne – im Gegensatz z.B. zum Deutschen Theater, nie der Ort, wo der Schauspieler an die Rampe tritt mit dieser a priori gesetzten Bedeutung. Das Kasperlhafte, das Boulevard, der blühende Blödsinn, das ist Volksbühne. Wir operieren nicht am offenen Herzen und hier wird auch niemand sterben – wenn ihm nicht gerade ein Scheinwerfer auf den Kopf fällt. Das macht den Eigensinn des Theaters aus. Dass im Theater so eine studienratsmäßige Wichtigkeit beschworen wird, ging mir schon immer wahnsinnig auf die Nerven. Was wirklich spezifisch war für die Ära Castorf und nicht zu unterschätzen ist: Es gab in der Zusammenarbeit eine Kontinuität und Verbindlichkeit, die über den kurzfristigen Erfolg hinausging. Jenseits der Inszenierungen von Castorf konnte ich mit René Pollesch und Bert Neumann was völlig Eigenständiges entwickeln. Und das ist nur gelungen, weil ich eben nicht – wie das an jedem anderen Theater wäre – mich alle sechs Wochen als Material für einen anderen Regisseur zur Verfügung stellen muss. Das heißt, ich konnte entscheiden, mit wem ich arbeite, was ja auch angemessen ist für einen erwachsenen Menschen. Wir konnten ausprobieren. Es war nicht diese neoliberale Angstmache, wo Furcht vor dem kleinsten Fehler und unaufhörliche Selbstoptimierung zusammenfallen.

Das neoliberale Konzept funktioniert ja auch nicht. Wenn man sagt, dass schon der kleinste Fehler das völlige Versagen und quasi gleich das Weltende sei, dann gibt es keine Quelle von Erfahrung mehr. Es mag ja sein, dass die eine Inszenierung misslingt, aber wenn man damit umgehen kann, wird die nächste vielleicht doppelt so gut, weil die Erfahrung des Scheiterns da mit eingegangen ist. Dafür braucht es aber Kontinuität und Verbindlichkeit, wie Du gesagt hast.

Wenn die Richtigmacher anfangen zu produzieren, ist es sowieso vorbei. Das ist auch für mich als Schauspielerin entscheidend, denn ich kann oft nicht rechtfertigen, warum ich etwas wie mache. ich probiere etwas aus – aber beim nächsten Mal mache ich es vielleicht ganz anders.

Über Frank Castorf hast Du mal gesagt, er sei ein Mensch ohne Angst, und das habe dir gefallen. Deine Beschreibung der Volksbühne macht den Eindruck, dass etwas von dieser Angstfreiheit auch die Grundlage des Arbeitens gebildet hat.

Es ist äußerst angenehm einen Chef zu haben, der keine Angst hat. Frank Castorf operiert nicht mit Angst. Ihm gefällt das selbst nicht,



BEZAHLTE ANZEIGE

wenn Menschen auf der Bühne stehen, die Angst haben. Da kommt die Arroganz wieder ins Spiel, ohne die es nicht geht. Es gibt so eine merkwürdig wahnhafte Erscheinung in der Showbranche. Bei der letzten Preisverleihung, die ich im Fernsehen gesehen habe, fielen dauernd die Worte »uneitel« und »bescheiden«. Und jene, die einen Preis bekamen, brachen in Tränen aus, stammelten und konnten ihr Glück nicht fassen. Nun ist ein Preis immer eine schöne Sache, aber bitte!

Ist das auch ein bisschen Weltverachtung? Um etwas von Bedeutung zu machen, braucht es etwas Anmaßung. Die Bühne ist quasi bedeutender als die Welt, es kann neben ihr nichts anderes geben.

Man bildet eine Gegenrealität. Man verhält sich zur Realität, wie man sie wahrnimmt, aber indem man dann Bilder macht, Versatzstücke montiert, kulturelle Versatzstücke zumeist aus anderen Texten, Filmen oder Musik, kreiert man etwas Anderes. Ein Realismus, der nur abbildhaft funktioniert, sagt mir nichts, weil mir das auch kein ästhetisches Vergnügen bereitet. Und ich muss ja nicht das, worunter ich schon in der Realität leide oder was ich in der Realität ablehne, dann nochmal abbilden. Als Kritik an Gewalt gegen Frauen auf der Bühne eine Frau zu verprügeln, hat nur eine Konsequenz, nämlich, dass wieder eine Frau verprügelt wird. In Zürich haben wir gerade »Bühne frei für Mick LevÐik« gemacht, in der Regie von René Pollesch mit einem Bühnenbild des verstorbenen Bert Neumann. Das ist gebaut nach dem Modell von Caspar Neher für die Uraufführung von Bertolt Brechts »Antigone« 1948 in Chur. Und Neumann kannte dieses Modell und hat es rekonstruiert. Brecht wollte das Stück eigentlich in Zürich aufführen und das ging nicht und so sagte Bert, dass wir dem Bühnenbild nun zu seinem späten Recht verhelfen. Das war in der Zusammenarbeit mit Bert und René immer so, dass es erst das Bühnenbild gab – und die Besetzung vielleicht noch – und dann entwickelte man den Stoff. Ich liebe das, etwas vorgesetzt zu bekommen, das dann den Ausgangspunkt bildet. Und dann habe ich das Bühnenbild von Bert gesehen und ich bin schier ausgeflippt vor Vergnügen. Ich habe mir dann das Brecht-Buch zum Antigone-Modell besorgt, der bestdokumentierte Theaterflop aller Zeiten. Das ist wirklich hochinteressant, wie die vorgegangen sind und welche Fragen sie sich gestellt haben. Als Vorlage ist es grandios, als dialektisches Modell. Wir hatten ja das weitverbreitete Vorurteil, auch René Pollesch, dass ein Brecht-Modell etwas sei, was man nur nachzubeten hätte. Aber Brecht sagte, dass es etwas unbedingt zu Veränderndes sei, weil nur daran erkennt man die historische Differenz, was sich verändert hat und die eigene geschichtliche Situation. Das Modell in Frage zu stellen, ist die Arbeit. Unser Probenprozess war eine solche Infragestellung. Ich meine damit nicht ironische Fragen, sondern ernsthafte Fragen. Wofür stirbt Antigone, zum Beispiel, warum macht die das? Das ist nicht geklärt. Und Brecht hat noch ein Vorspiel dazu verfasst, das spielt 1945, bei Tagesanbruch in Berlin. Antigone und Ismene kommen aus dem Luftschutzkeller und finden Speck und Brot und das ist ein Zeichen, dass ihr Bruder aus dem Krieg zurück ist und da freuen sie sich. Dann müssen sie aber feststellen, dass der Bruder gerade von der SS aufgehängt wird, weil er nämlich desertiert ist. Die eine Schwester sagt, jetzt ist er tot, machen wir bloß keinen Ärger, aber die andere sagt, ist mir scheißegal, die SS-Typen schlitze ich jetzt auf – ganz grob gesagt. Ich denke also an das antike Stück, ich denke aber auch an Mel Brooks Nazikomödie »Frühling für Hitler«. Und als die Schwestern Brot und Speck finden, fiel mir eine Szene von den Marx-Brothers ein, wo sie aus einem Mantel Diebesgut hervorholen. Sie machen das mit einer falschen Wand, so dass am Ende ein riesiger Berg von Sachen und lebendige Tiere aus diesem Mantel hervorbefördert wurden. Und dann haben wir das auch so gespielt: »Schau, ein Brotlaib. Und ein ganzer Speck. Und ein Schlitten. Und ein Toaster.« Und dann sagte ein Kollege, das geht nicht, ihr weicht vom Modell ab. Und anhand dessen haben wir diskutiert, was es bedeutet, anhand eines Modells zu arbeiten. Dass es darum geht, das Modell zu erweitern. Reaktionen gab es vom Publikum, weil wir so albernes Zeug mit den Nazis auf der Bühne machten, mit den SS-Kostümen. Nun, wenn schon Nazis auf der Bühne, tue ich ihnen doch nicht die Ehre an und lass sie wieder Leute treten und schlagen und umbringen und Juden verfolgen. Dann sollen sie heulen, weil sie nicht die alten Frauen spielen wollen. Das hat eben auch etwas mit der Frage nach Realität und Abbildung zu tun.

Es kann ja nicht um Verdopplung gehen. Jeder Mensch weiß, dass Nazis brutal und böse sind. Zu behaupten, dass das jetzt eine neue Erkenntnis wäre und gleich eine Kritik der Sache, ist ja naiv. Aber so wird gerade viel Theater gemacht. Das ist auch aus einem weiteren Grund sehr eigenartig, weil es voraussetzt, dass das Publikum im Grunde nichts weiß. Die Leute kommen aber mit Vorwissen ins Theater, die haben ja auch Gedanken.

Es gibt aber auch ein Publikum, das mit einer eigenartigen Haltung ins Theater geht, nämlich sich das, was man schon weiß und denkt, nochmal abzuholen. Das ist Bestätigungstheater, also unkritisches Theater. Vielleicht ist die Verwirrung über unsere Realität oder wie man sich darin bewegt, so groß, dass man eine Sehnsucht nach moralischer Einfachheit hat. Die vergewaltigte Zwölfjährige auf der Bühne, da hat man das Opfer und das absolut Böse, die Welt ist wieder klar und deutlich gemacht worden. Und das schaut man sich dann an und findet es ganz schlimm. Und sich selbst ganz toll. Ein Schweizer Film- und Fernsehregisseur hat einmal eine Kritik über ein Pollesch-Stück geschrieben. Der Inhalt war grob, dass das ja alles Unfug wäre. Dann sei er nach Hause gegangen und habe sich etwas über misshandelte bulgarische Prostituierte angeschaut, da sei es ihm wieder gutgegangen. Man sieht massenweise geschändete Weiblichkeit unter dem Banner der moralischen Anklage. Und es gibt keine Ambivalenzen, sondern nur das reine Opfer – im Gegensatz beispielsweise zu den Filmen von Sam Peckinpah. Moralische Anklage interessiert mich nicht. Gymnasialer Eifer, gibt es auch sehr viel am Theater, kann ich mir auch nicht anschauen. Zusammengefasst ist das Theater als Evangelischer Kirchentag. Und davon sind wir umstellt. Deswegen gehe ich auch so selten ins Theater.



Early Eighties Sophie

Was Du beschreibst, verweist auch darauf, dass sich im Theater eine im Grunde theaterfeindliche Haltung durchsetzt. Theater bedeutet ja, die Welt überspielen, übertreffen zu wollen, das ist die Kritik des Theaters an der Unzulänglichkeit der Welt. Und dafür braucht man das Theater als Gegenbühne und nicht als Ort moralischer Selbstvergewisserung.

Erstaunlicherweise haben die Leute dann schon auch Spaß, wenn man so etwas macht, eine Gegenrealität. Ich freue mich, wenn mir mit meinen Kollegen so etwas gelingt. Meistens ist es ja so im Leben, dass man sich etwas wünscht und dann bekommt man das dann nicht oder nur eine schlechte Version davon oder so. Was das Theater betrifft, ist es für mich so, dass ich mir das noch nicht einmal hätte ausmalen können, wie schön und befriedigend das dann geworden ist, diese Zusammenarbeit. Da ist – gerade zwischen Neumann, Pollesch und mir – etwas entstanden, was keiner von uns alleine so hätte machen können. Das ist überhaupt das Schönste an der Sache.



Mit Martin Wuttke

Die Unklarheit, was man eigentlich mit dem Theater noch will, betrifft nach meinem Eindruck auch oder in besonderem Maße die Schauspieler.

Die Unsicherheit geht natürlich auch über das Theater hinaus, das ist etwas sehr Grundsätzliches. Wenn ich mir anschaue, dass Filmschauspieler heute Preise bekommen, weil sie sich tagelang durch Matsch und Eiseskälte gequält oder sich dreißig Kilo heruntergehungert haben, dann ist das die Reduktion auf pure Biologie. Deswegen wollen auch alle so alt wie möglich werden, unter den furchtbarsten Umständen. Bei Brecht gibt es den schönen Satz, der besagt, nunmehr schlechtes Leben mehr zu fürchten als den Tod. Das ist ein guter, ein kluger Satz, denn er geht nicht Richtung Heroik oder Opferkult. Er beinhaltet auch die Todesverachtung, aus der heraus man agieren kann, weil man schlechtes Leben eben mehr fürchtet. Man will ja etwas, nicht den Tod, sondern das gute Leben. Wenn es aber nur noch ums Durchhalten geht – wie beispielsweise Leonardo di Caprio in »The Revenant«, der einen Oscar bekommt, weil er sich als mehrfacher Millionär nicht zu schade war, bei Minus dreißig Grad durch die Scheiße zu robben –, dann bleibt auch nur noch das Schinden der eigenen Biologie. Diese Art von Leistungsbereitschaft wird honoriert. Wenn man aber nichts mehr zu sagen hat, als dass man fürchterlich gefroren hat, kann man es sich auch sparen. Schauspieler bilden sich natürlich auch etwas darauf ein, sich selbst zum Material zu machen.

Das ist diese eigenartige Vorstellung von Schauspielerei als Ausstellung von Leidensfähigkeit. Inzwischen ist es ja auch populär, das zudem mit der eigenen Biographie zu unterlegen. Auch an den Formaten des Privatfernsehens kann man ganz gut eine Entwicklung sehen, die ich für bezeichnend halte: die Enttabuisierung der Scham und somit Scham- und Distanzlosigkeit als Ideal. Dabei sind die Rolle und die Verstellung Errungenschaften, die der individuellen Freiheit dienen: nicht sein zu müssen, wer man ist.

Das ist der Ausverkauf der Intimität und des Privaten. Etwas anderes haben wir uns wohl nicht mehr zu geben. Es ist völlig abstrakt. Wir alle gehen aufs Klo, weinen, kotzen, haben Sex. Und das für den Ausweis tiefster Individualität zu halten, ist ja komisch – als ob man jemanden so erkennen könnte. Der Akt der Preisgabe verändert die Dinge, die man preisgibt. Die Sachen verändern sich, wenn man sie ausspricht, wenn man sie mitteilbar macht. Wir haben das auch thematisch gemacht in dem Stück »Mädchen in Uniform« von René Pollesch. Die leidenschaftliche Liebe wird vor jeder Kamera beteuert, aber kaum ist man getrennt, kommt die Verlautbarung, dass es eben doch nicht der richtige Partner war und dann wird einen Tag später der nächste präsentiert und das Spiel beginnt von vorn. Aber wer sich heute aus Liebe umbringen würde, den hält man für verrückt, der war nicht genug beim Psychotherapeuten. Aber entweder ist die Liebe das Größte oder sie ist es nicht. Aber wenn sie es nicht ist, dann können wir auch aufhören, diese ganzen Bücher und Filme darüber zu machen und andauernd darüber zu sprechen.

Das war ja auch ein Thema der Volksbühne. Ich erinnere mich, wie Wolfgang Pohrt 2012 einen Vortrag im Sternfoyer gehalten hat, wo er auf Balzac zu sprechen kam. Und Pollesch machte dann Balzacs »Glanz und Elend der Kurtisanen« mit Bezug auf Richard Sennett und Robert Pfaller. Es ging um die Frage, wie sich Individualität, Rolle und Spiel zueinander verhalten und ob nicht eine symbolische Ordnung gerade freiheitliche Momente hat, indem sie Verhalten ermöglicht, was man nicht aus diesen ominösen Tiefen des ebenso ominösen Ich schöpfen muss.

Selbstentblößung hat keinen Ausdruck, sie ist auch nicht kommunikativ. Mir imponieren Kulturen, die das Spiel der Geschlechter stark kultiviert haben. Wenn die in Italien miteinander tanzen, Paartanz – das ist so schön, weil die geschlechtliche Spannung aufgehoben ist in einer Form. Und egal, wie die Leute beschaffen sind und wie sie aussehen, sie sind schön. Es ist die Form, in der sie sich bewegen, die ihnen diese Würde gibt. Ich bin allerdings in den sechziger Jahren aufgewachsen, da gab es eine starke Stimmung, dass man das alles wegschmeißen, sich nicht schämen und sich befreien müsse. Ich war mit meinen Eltern immer beim FKK – und ich habe es gehasst. Ich dachte immer, ich wäre der Fehler, weil alle anderen sich ja so pudelwohl fühlten oder immerhin so taten. Und als Kind hat man natürlich den Fokus voll auf die Körpermitte der Erwachsenen, das sind auch keine schönen Ausblicke. Bei der Vorstellung, dass man die Verklemmung so überwinden müsste, um zu seinem Lustgewinn zu kommen, hatte ich schon immer den Verdacht, dass es das Dahinter, was sich zeigen soll, wenn man die spießige Form wegwirft, gar nicht gibt. Das hatte ich auch an der Schauspielschule: Diese Übungen, bei denen man so ganz persönlich sein sollte, das ausdrücken was in einem ist – das war der Horror! Aber gab man mir eine Krone und ich konnte sagen, »Werft ihn den Krokodilen vor!«, damit konnte ich was anfangen. Was hat das jetzt mit der Sophie aus Ottensheim zu tun? Keine Ahnung! I couldn't care less!

Noch einmal zur Volksbühne: Frank Castorf muss jetzt als Intendant aufhören, Bert Neumann ist vor zwei Jahren gestorben, das ist das Ende einer bestimmten Konstellation. In Castorfs Abschiedsinszenierung »Faust« hast Du einen Auftritt, wo Du »Der Leiermann« aus Schuberts »Winterreise« singst.

(singt) Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh' ich wieder aus. Lass es mich mit Wolfgang Pohrt sagen: Was ewig währt, kann man immer haben, was man immer haben kann, wird nicht kostbar sein.

Jakob Hayner ist Autor für verschiedene Zeitungen und Redakteur der Zeitschrift Theater der Zeit.

Die permanente Revolution aus der Mitte

Paulette Gensler über den Ideologiekritiker Hans G Helms

Der 1932 geborene Hans G Helms überlebte den Nationalsozialismus unter anderem in Berlin mit gefälschten Papieren. Nach ´45 weilte er mit einem Nansen-Pass an verschiedenen Orten außerhalb Deutschlands, kehrte schließlich zurück und war in den 1960ern »so eine Art Privatschüler von Adorno und Horkheimer.« Aus einem Privatseminar über Max Stirner entstand *»Die Ideologie der anonymen Gesellschaft«*.[1] Dabei verfasste er nach Marx und Engels zum zweiten Mal eine Kritik von Max Stirners »Der Einzige und sein Eigentum«, die ausführlicher war, als das kritisierte Werk selbst. Stirners Werk hatte laut Helms »durchaus kontinuierliche Wirkung, sie war mittelbar, deswegen nicht weniger intensiv«, und habe sich vor allem in pädagogischen Journalen sowie in Journalismus, Film und Kunst entfaltet. Schließlich konkretisiert er, »die Ideologie Stirners« sei vor allem zu verstehen »als Vorbereitung auf faschistische Praxis.«

»Die Ideologie der anonymen Gesellschaft« besteht aus zwei Strängen, welche beständig Bezug aufeinander nehmen: Zum einen aus dem Nachvollzug der Hauptströmungen der Wirkung Stirners bis in die Gegenwart. Zu Stirners euphorischen Lesern zählten nicht nur Mussolini und der Hitler-Mentor Dietrich Eckart, sondern auch Martin Heidegger, Georges Sorel, Silvio Gesell, Carl Schmitt und Richard Wagner sowie Rudolf Steiner, Max Adler, Dostojewski, B. Traven, Wedekind und Shaw, Ernst Jünger sowie Spengler und Hartmann. Hans G Helms scheint geahnt zu haben, dass seine Analyse nicht gerade mit Wohlwollen aufgenommen werden wird, und begegnete dem schon im Voraus mit einer gehörigen Redlichkeit. Neunzig Seiten Literaturverzeichnis und 1358 Fußnoten stehen zur Überprüfung für Kritiker bereit, die sich bisher jedoch alle davor gedrückt haben. Diese Fleißarbeit wäre schon bemerkenswert genug. Rückgebunden wird jedoch immer an den zweiten Strang der Arbeit, in welchem die zur Rezeption Stirners parallele Entwicklung der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse, dabei besonders die Entwicklung des Mittelstandes und Kleinbürgertums »als Klasse« nachvollzogen werden. Es geht somit um die Frage, wie jenes »Wir«, das bei Stirner allem radikalen Individualismus zum Trotz auch schon immer präsent ist, in der späteren Folge komplett freigesetzt werden konnte. So schreibt Helms auch über Marx und Engels: »Wäre es ihnen gegeben gewesen, die Wege zu erforschen, die der ‚Einzige' seitdem gegangen ist, der Spott wäre ihnen vergangen.«

Helms geht davon aus, dass die Proletarisierung der Angestellten nicht stattgefunden habe. Im Zuge der »Anonymisierung der Eigentumsverhältnisse und Verfügungsgewalten« und der »Arbeitsteilung von Kapitalbesitz und Kapitalkontrolle« übernahmen sie vielmehr vollständig die Kontrolle und wurden zur »in Stellvertretung herrschende Klasse.« Sie sind Charaktermasken, die weder Arbeit (im industriellen oder produktiven Sinne) noch Kapital verkörpern, sondern das Feld der Dienstleistungen. Dabei kommt ihnen vor allem die »Kommunikation zwischen Proletariat und Eigentümern« zu. Ihre Tätigkeit trägt somit den »Charakter von Klassenkitt.« Und damit sind sie es, »die die heutige klassenlose Gesellschaft in ihren Kreisen vorweggenommen haben.« Auch die Angestellten sind eben keineswegs die neuen Herren. Es »herrschen« eher »ihre Kontroll-, Vermittlungs-, und Verfügungs-, also kommunikativen Funktionen, die ausgeübt werden, ohne dass die Funktionäre der Verfügungs*gewalt* real inne wären. [Diese] gehört den Institutionen an, nicht deren Verwesern.« Der Mittelstand verfügt über »das administrativ koordinierte Kollektiv lebendiger Quantitäten«, und genau solche »quantitative Existenz ist anonyme Existenz.« Diese statistische Anonymität verdeutlicht sich am krassesten im Aktenzeichen, zu dem alle degradiert werden, letztlich auch der Verwalter selbst in seiner eigenen Personalakte. Der Mittelstand steht zwischen Kapital und dem möglichen Streik. Er »hat nur seine Ideologie.« Wichtiger als die Stellung im Klassenkampf ist Helms die Anfälligkeit für Ideologie, denn diese »fungiert als primäres Instrument des zum Interessenkampf verluderten Klassenkampf.« Es geht also vor allem um jene Angestellten, die gerade deshalb niemals streiken würden, weil dann andere merken könnten, dass ihre Arbeit völlig überflüssig ist und von niemandem vermisst wird. Am Schlimmsten betroffen sind jene aus dem weiten Bereich der Kommunikation, die am stärksten an ihrer eigenen, von ihnen immer wieder selbst mit produzierten Ideologie hängen, wie vormals nur der Bauer an seiner Scholle. Besonders in dieser Gruppe vollzieht sich die Produktion der Ideologie als »Verwandlung der Sachverhalte in Sprachverhalte.«

Helms skizzierte ein sehr feines Portrait des kleinbürgerlichen Charaktertypus bis in die 60er Jahre. Ausgehend von dem Postulat, dass für den neuen Mittelstand »Vermassung etwas anderes als für das Proletariat« darstellt, sieht Helms in eben dieser Vermassung, die sich in »Verwaltungspalästen« in Form der Wolkenkratzer manifestieren und der Konkurrenz durch Bürogeräte, die die Konkurrenz unter den Mittelständlern enorm verschärfte, Grundmotive des neuen kleinbürgerlichen Charaktertypus. Dieser hat vor allem »seine private Philosophie«, denn »mit ihr schützt er sich vor Erfahrung und Vernunft, die ihm bewiesen, dass seine Ohnmacht Ohnmacht ist.« Es ist fast immer eine Form der Lebensphilosophie – eine »Vertauschung gesellschaftlicher Fakten mit subjektiven Gefühlen.« Dabei ist er überaus flexibel und »übersetzt mit Leichtigkeit die veralteten Vokabeln in den aktuellen Jargon.« Es ist eine Bewusstseinsstruktur, die zwischen Vorfreude als schönster Freude, die im Mittelstand kein Zustand der Weihnachtszeit, sondern ein permanenter Zustand ist, auf der einen Seite und Mensch-ärger-dich-nicht, auf der anderen schwankt. Dabei ist solche repressive Ambivalenz den objektiven Bedingungen des Kleineigentümers durchaus adäquat, denn sein »Eigentum an Konsumgütern« kann nie recht übertünchen, dass er eben keines an Produktionsmitteln innehat bzw. trotz ein paar Telekom-Aktien keinerlei Einfluss auf das Treiben dieses Ladens ausübt. Sein Reich ist sein »Wohnzimmer« – von Helms völlig richtig beschrieben als »eine Mischung aus großbürgerlichem Salon und dem Allzweckgemach der Eigentumslosen.« In Konsequenz ist »das Eigenheim [nur] das selbstständig gewordene Wohnzimmer«. Es ist dabei eben so wenig Grundeigentum wie das Wohnzimmer Salon. Dass sich in diesen Wohnzimmern nicht wohnen lässt, beweist das massive Bedürfnis nach Urlaub und »Tapetenwechsel.« Die »Ferien vom Ich« sind eher Ferien vom Über-Ich, zu dem das Wohnzimmer wurde, indem es mit Autorität ausgestattet wurde – besonders wichtig die literarischen Klassiker, während die Bücher, welche man wirklich liest, im intimen Schlafzimmer liegen. Will man sich aller Lumpen entledigen, wie es Stirner fordert, steht die Freikörperkultur zur Verfügung. All dies ist eine individuelle, auf Kleineigentum bauende, Schein-Souveränität, die die reelle Machtlosigkeit übertüncht, wie die ostentative Verachtung für Materielles, das man nicht hat, den Neid. Mitreden-Können sowie Bescheid- und Besserwissen erhält zunehmend eine enorme Bedeutung in der Weimarer Republik, als in nicht gekanntem Maße Stellen nach Parteibuch vergeben wurden: »Politische Überzeugungen wurden hauptsächliches Tauschobjekt mittelständischen Feilschens.«

»Die Kritik an Stirners Ideologie hätte aus dem Mittelstand kommen müssen, doch dort ist sie jauchzend aufgenommen worden.« Was sich liest wie die Forderung nach einem Klassenbewusstsein im revolutionären Sinne oder Standpunktdenken ist nur die Erkenntnis, dass der Mittelstand seine Stellung hätte reflektieren müssen, um nicht penetrant antirevolutionär zu agieren, wie er es schließlich tat. Helms suchte die wichtigen Akteure der Verbreitung der Ideologie vor allem auch in der SPD und den Gewerkschaften mit ihrer »Politik der kleinen Forderungen und winzigen Lohnerhöhungen«, denn ohne Kollaboration dieser beiden Großrackets hätte die kleinbürgerliche Ideologie niemals eine solch immense Wirkung aufweisen können. Helms beschrieb die ideologischen Aussagen und Botschaften der Schrift(en) Stirners als »Hohlformen«, die sich rasch »von ihrem Herkunftsort abgelöst hatten und neue Verbindungen eingegangen waren.« Eben diese völlige Fungibilität der Inhalte ist das Gefährliche dieses sonst völlig absurden Schreiberlings. Was letztlich vom »Einzigen« übrig bleibt, ist nur die von Stirner in Buchform vorgezeichnete »Bewusstseinsstruktur des Mittelstandes [...], die konstante Bereitschaft zur Empörung. [...] Die permanente Revolution aus der Mitte ist die statistisch gebündelte und straff organisierte Empörung der einzelnen Mittelständler.« Dabei ist es Stirner selbst äußerst wichtig gewesen, dass die Leser ja nicht Revolution und Empörung verwechseln. Der Akt der Empörung ist Selbsttherapie und Aufstiegssehnsucht in einem. »Empörung ist eine Untertanentugend [und] Stirner lehrte die Einzigen, sich zu empören«, heißt es bei Helms. Laut Marx ist die Empörung schlicht »die Aufkündigung des Respekts gegen das Heilige.«[2] Sie ist also scheinbar sündhafter Trotz, der sich in sich selbst gefällt, und damit ein gutes Stück weit entfernt, von dem absoluten Gehorsam, welcher irrtümlich als Grundtugend des Kleinbürgers gilt. Psychoanalytisch wäre Stirner der Philosoph des schwachen Ichs, der gegen das nie recht internalisierte Über-Ich pöbelt und sein kaum vorhandenes Ich diskursiv oder auch tätlich erhöhen muss. Helms historische Betrachtung bricht um 1957 mit einer kurzen Betrachtung des Existentialismus ab, er nimmt sie jedoch in seinem späteren Essayband »Fetisch Revolution« im Jahre 1969 wieder auf. Ernst wie es ihm war, gab er jedoch 1968 vorerst die gesammelten Schriften Stirners heraus, die entgegen gewissen Kritiken gerade in ihrer tendenziösen Kürzung das Wesen dieser Philosophie sehr gut erfasst, und mit einem ausführlichen Nachwort versehen waren. Makabererweise hatte er jedoch mit dieser Veröffentlichung zumindest Anteil an einer neuen Stirner-Welle, gegen die er sich vor allem mit »Fetisch Revolution« sofort wendete, womit er eine der frühsten Kritiken der Studentenbewegung verfasste.

In der Onlinefassung der Versorgerin findet sich eine umfangreichere Fassung des Textes. http://versorgerin.stwst.at/autorin/paulette-gensler

---

[1] Hans G Helms: Die Ideologie der anonymen Gesellschaft. Max Stirners »Einzige« und der Fortschritt des demokratischen Selbstbewusstseins vom Vormärz bis zur Bundesrepublik. Köln 1966. Aus diesem Werk ist im Folgenden zitiert, sofern nicht anders angegeben.

[2] MEW 3, S. 360

Paulette Gensler lebt und schreibt in Berlin.

BEZAHLTE ANZEIGE

»Ästhetik ist politische Wissenschaft«

Über den Sprachkomponisten, Ideologiekritiker und Wirtschaftshistoriker Hans G Helms schreibt *Florian Neuner*

»Letztes Residuum der freiheitlichen Anstrengung scheint heute, wie schon oft in der Vergangenheit, die Kunst und das mit ihr verbündete Denken zu sein. Doch sollte sich keiner der Illusion überantworten, die Kunst sei frei. Der Kulturbetrieb, dem sie ausgeliefert ist, regrediert sie, wo immer möglich. Die Aporien der Gesellschaft sind jeweils auch die ihrigen.« Der zum Zeitpunkt der Niederschrift dieser »Reflexionen« über seine Arbeit 30-jährige Autor war Teil des überaus lebendigen, transdisziplinären Avantgarde-Laboratoriums, als das sich das Rheinland um 1960 darstellte. Zu den Treffpunkten junger Künstler und Komponisten wie Karlheinz Stockhausen, Nam June Paik und Gottfried Michael Koenig zählte die Düsseldorfer Galerie 22 von Jean-Pierre Wilhelm, der dort informelle Malerei ausstellte, später das Atelier der Künstlerin Mary Bauermeister in Köln, wo legendäre Konzerte und Performances wie ein Gegen-Festival zu den Kölner Weltmusiktagen 1960 stattfanden. Das elektronische Studio des Westdeutschen Rundfunks übte eine große Anziehung auf Komponisten aus, und in der Kölner Wohnung von Hans G Helms traf sich regelmäßig ein illustrer Kreis, dem u. a. Franco Evangelisti, György Ligeti, Heinz-Klaus Metzger und Wolf Rosenberg angehörten, um gemeinsam »Finnegans Wake« von James Joyce zu entziffern. In diesem Klima eines regen Austausches zwischen den Künsten, in dem etwa auch Nam June Paik, der als Komponist nach Deutschland gekommen war, binnen weniger Jahre zum Medienkünstler avancierte, trat Helms 1959 mit seinem im »Zwischenreich von Sprache und Musik«, wie er es ausdrückte, angesiedelten Sprachkunstwerk »Fa:m' Ahniesgwow« hervor.



Hans G Helms

Das Köln der Nachkriegsjahre beschrieb Helms einmal als »eine große alte Stadt ohne Herrschaftsfassaden, deren vom Faschismus geschlagene Wunden noch nicht geheilt, kaum verschorft waren«. Nachdem er die NS-Zeit als Jude mit gefälschten Papieren überlebt hatte und nach Jahren unsteten Lebens in u. a. Skandinavien, Nordafrika und den USA wurde Helms, der sich eine Rückkehr in die postfaschistische BRD zunächst nicht vorstellen konnte, hier – angezogen vom elektronischen Studio und der internationalen Avantgarde-Szene – sesshaft. Am 16. Januar 1959 las er in der Galerie 22, eingeleitet von Gottfried Michael Koenig, erstmals aus einem Manuskript mit dem Titel »Imre Ahniesgwow«. Unter dem Titel »Fa:m' Ahniesgwow« erschien der Text ein Jahr später im Kölner DuMont Verlag, der damals der Avantgarde noch aufgeschlossen war. Das Buch mit einer beigegebenen, von Helms besprochenen Schallplatte ist lange vergriffen, und so beruht der legendäre Ruf auch fast 60 Jahre später mehr auf Hörensagen, denn auf tatsächlicher Werkkenntnis. Die noch von Helms begleitete Gesamteinspielung durch das Kölner SprachKunstTrio *sprechbohrer* erlaubt es immerhin, sich mit dem Werk hörend auseinanderzusetzen. Während »Fa:m' Ahniesgwow« den Historikern der Neuen Musik eine Randnotiz wert ist, existiert es in der Literaturgeschichte bis heute nicht.

Bevor er nach Köln kam, hatte Hans G Helms an einem Roman mit dem Titel »Ein kleines bißchen Liebe nur, ein Stückchen warmer Haut« gearbeitet, hatte aber die Überzeugung gewonnen, sich radikal anderer ästhetischer Mittel bedienen zu müssen. Die dem Roman zugrundeliegende Handlung, das Zusammentreffen eines deutschen Juden mit der Tochter eines finnischen Nazis, Zerrbild der Verwerfungen des 20. Jahrhunderts, wird von Helms zwar nicht aufgegeben, aber radikal anders umgesetzt. Harald Muenz, Komponist und Ensemble-Mitglied der *sprechbohrer*, sieht in »Fa:m' Ahniesgwow« eines der raren Stücke, in dem ein »integrales Komponieren von Sprache« stattfindet, eine genuine Sprachkomposition. Helms hat immer wieder darauf hingewiesen, dass die Vielsprachigkeit seiner Arbeit (sie schöpft aus mehr als 30 Sprachen) weniger von Joyce angeregt sei, sondern vielmehr das Sprachengewirr nachbildet, dem er in den Lagern für »displaced persons« nach dem Krieg begegnet sei. Das führt zu einer Vielzahl von Perspektiven, die ständig Entscheidungen erfordert, aus der Perspektive welcher Sprache eine Buchstabenfolge interpretiert werden soll. In der Lesepraxis resultieren daraus ständig Sprünge, die von den Sinnangeboten motiviert sind, die sich einem vor dem Hintergrund unterschiedlicher Sprachen darbieten. So stecken im Titel »Fa:m' Ahniesgwow« die deutschen Ahnen, aber auch die Amis, der deutsche Gau ebenso wie der amerikanische Ausruf »Wow!« sowie polnisch anioł. Lesend arbeitet man sich durch Passagen, in denen eine bestimmte Sprache dominant im Vordergrund zu stehen scheint wie »doch gesetz den Fall, er wüßte – quite willkürliche praesumption, nix, aber auch garnisch nich das geringste mag auf diese möglichkeit, wäre ansonstig sie wohl unterstehbar, hinundherdeuteln«, aber auch durch solche, in denen eine größere Sprachverwirrung zu herrschen scheint: »Hein! to morasthenikós hrausflôdo hydriver«.

Indem Hans G Helms im »Zwischenreich von Sprache und Musik« arbeitet, wird der Gegensatz zwischen alltagssprachlicher Eindeutigkeit und musiksprachlicher Vermitteltheit im Werk selbst in Szene gesetzt und problematisiert. Eine bis 1968 entstehende Reihe von Vokalwerken bzw. Sprachkompositionen – darunter »Daidalos« (gemeinsam mit Hans Otte), »Golem«, eine Polemik »gegen Martin Heidegger«, und »Konstruktionen über das Kommunistische Manifest« – hat allerdings nicht zur Folge, dass Helms im Nachfeld des Laboratoriums Rheinland seine Position als Autor oder Komponist, irgendwo zwischen Fluxus und Neuer Musik, gefunden und ausgebaut hätte, im Gegenteil: Die bereits in den eingangs zitierten »Reflexionen« anklingende grundsätzliche Skepsis gegenüber künstlerischer Arbeit führt zu einer zunehmenden Politisierung. Helms, der seit den fünfziger Jahren als Autor für den Rundfunk und diverse Printmedien tätig war und private Studien der Philosophie, Soziologie und Sprachwissenschaft betrieben hatte, publizierte 1966 »Die Ideologie der anonymen Gesellschaft«, eine große Auseinandersetzung mit Max Stirner. 1969 folgte die kontrovers diskutierte Schrift »Fetisch Revolution«, über die sich ein rechter Intellektueller wie Karl Heinz Bohrer auch heute noch mit Schaum vor dem Mund äußert: »Alles, was ich selbst attraktiv fand, wurde darin angeklagt: das Elitäre des romantischen Individuums, der Angriff auf den Staat statt auf die bürgerliche Gesellschaft und vor allem der Verzicht auf die Konzeption eines objektiven Geschichtsprozesses.« Der Weg führte weiter von der Ideologiekritik zur Ökonomie. Als Helms »Fetisch Revolution« im Winter 1968/69 schrieb, waren die Wirtschaftsseiten voll von Berichten über die Zusammenlegung der Röhrenproduktion der August-Thyssen-Hütte und Mannesmann. In der Einleitung zur Neuausgabe 1973 bemerkte Helms: »Mich bestürzte das Desinteresse der Linksradikalen (wie der Bevölkerung insgesamt) an diesem Akt des westdeutschen Wirtschaftsimperialismus.« Helms hatte den Rat des Wirtschaftshistorikers Jürgen Kuczynski sehr ernst genommen, der ihn einmal fragte, warum er sich immer mit dem Überbau beschäftige: »Es ist doch viel wichtiger, sich mit der Basis zu beschäftigen.«

Mit dem Wissenschaftsbetrieb hatte Helms, der in den achtziger Jahren in New York lebte und sich als »field rechercher« begriff, gleichwohl wenig im Sinn. Er bewegte sich auf einem staunenswert weiten Feld, das neben Wirtschaftsgeschichte und Städtebau auch Computertechnik, Musik, Literatur und den Nationalsozialismus umfasste. Der öffentlich-rechtliche Rundfunk ermöglichte damals noch umfangreiche Recherchen, und so konnte Helms für das WDR-Fernsehen Filme wie »Städtebau im Ruhrgebiet«, »Boulez in Bayreuth« oder »Houston – auf Öl gebaut« drehen. Immer wieder kam er in polemischen Essays auch auf die »sozialökonomischen Bedingungen, Funktionen und Perspektiven« etwa der Festivals für zeitgenössische Musik zurück. Die Konsequenz konnte für ihn nur lauten: »Wer (…) die Hermetik der musikalischen Produktionssphäre in Richtung auf das Zentrum der arbeitenden Klassen durchbrechen will, der muß vom Karussell der Festivals und der Ur- und Erstaufführungen abspringen und solidarischer Teil der arbeitenden Klassen werden. Er muß lernen, daß musikalischer Sinn an sozialer Utilität zu messen ist, nicht an ästhetischen Sentiments oder musikologischen Verdikten und schon gar nicht an der ideologischen Effizienz im Interesse der Bourgeoisie und des ideellen Gesamtkapitalisten.«

Als er das schrieb, war Hans G Helms selbst schon längst abgesprungen vom Karussell. Er hat ein Werk hinterlassen, das zwischen den radikalen frühen Sprachkompositionen, Ideologiekritik, Urbanistik, Wirtschaftsgeschichte und seiner journalistischen Tätigkeit für die Berliner Tageszeitung »Junge Welt« in den späten Jahren so weit verzweigt ist, dass selbst die, die seine Verdienste auf dem einen oder anderen Gebiet zu würdigen wissen, die Tragweite insgesamt nur ungenügend einschätzen können. Das letzte Jahrzehnt vor seinem Tod 2012 verbrachte Helms in Berlin und sprach häufig davon, wieder vermehrt künstlerisch arbeiten zu wollen. Die Zweifel, mit künstlerischen Mitteln politische Wirkungen erzielen zu können, wurden zwar eher noch größer, aber die Reichweite polit-ökonomischer Schriften schätzte der späte Helms auch als zu begrenzt ein. Die Radiokomposition »Rapprochements à John Cage oder Hieronymus-John von Muenchhausen: Fabulierer, Adventurer, Erfinder Neuer Klangwelten«, die 1996 zum ersten Mal ausgestrahlt wurde, hat er als Teil eines größeren Projekts betrachtet, das nun Fragment bleiben wird. Anlässlich einer Aufführung von »Fa:m' Ahniesgwow« durch die *sprechbohrer* in Köln 2010 konnte Helms befriedigt die Reaktionen von Hörern registrieren, die das Werk als »politische Polemik gegen die sozialen und politökonomischen Verhältnisse unserer Gegenwart« auffassten. Und letztlich liegen die Arbeitsgebiete des Musikologen, Wirtschaftshistorikers und Schriftstellers nur von außen betrachtet weit auseinander. In einer Sendung über »Autorenmusik« sagte Helms 1973: »Mehr denn alles andere sind es die historischen Dimensionen in der Musik von Gustav Mahler und Charles Ives, aber auch in Werken von Berlioz oder Wagner, Satie oder Debussy, die mir bei meiner sozialhistorischen Arbeit an Sujets wie der Wirkungsgeschichte Max Stirners und der kleinbürgerlichen Ideologie geholfen haben, weit auseinanderliegende und scheinbar unzusammenhängende Daten im richtigen historischen Kontext zu begreifen.«

Hans G Helms: Konstruktionen. Texte zur Musik und Kunst 1954–2010. Hg. von Stefan Fricke und Achim Huber. PFAU-Verlag, Büdingen 2016

Hans G Helms: Fa:m' Ahniesgwow. sprechbohrer. 2 CDs Wergo WER 6314 2

Ein Videointerview von Gregor Zootzky mit Hans G Helms ist auf youtube zu sehen. *https://www.youtube.com/watch?v=VtRXEcOYsMY*

Florian Neuner kuratiert in der Galerie MAERZ die Reihe maerz_sprachkunst und gibt gemeinsam mit Ralph Klever die Zeitschrift Idiome. Hefte für Neue Prosa *heraus.*

Die verrückten Meister

Felix Riedel über Heilungsbegriffe in der Ethnologie

In der Fachgeschichte der Ethnologie finden sich vernichtende Urteile über traditionelle Heilpraktiken: wie im frühmodernen Europa fehlt ein Bewusstsein über Ursachen, die Therapien sind häufig verstümmelnde Kurpfuscherei. So beschrieb der Arzt und Ethnologe Ernst Haaf[1] von den Kusase aus Nordghana Behandlungen mit Pflanzensäften, die eitrige Verätzungen verursachten. Überregional beobachten Ethnologen heute das Essen von Seife, um den Verdauungstrakt zu »reinigen« und das Verabreichen von Mischungen aus teilweise hochgiftigen oder hochpotenten Chemikalien, zerriebenen Antibiotika und Bestandteilen seltener Tiere. Und stets sind die traditionellen Therapien teurer als Krankenhäuser, die dann erst in Spätstadien aufgesucht werden. Hexereivorstellungen dienen als Plombe für die Wirkungslosigkeit traditioneller spiritistischer Therapien. Gehen die Behandlungen schief, war entweder der störrische Kranke selbst ein Hexer oder ein Opfer von Hexerei, wie Eric deRosny aus Kamerun im Einvernehmen mit anderen Quellen berichtet.

Lucien Lévy-Bruhl[2] versuchte in den 1920ern das Verhältnis von Persistenz (Zählebigkeit) und Nichtwirksamkeit einer reifen Kritik zu öffnen: Weil in traditionellen Gesellschaften nicht empirische Ursachen, sondern mystische Ursachen für relevant gehalten werden, zählt die mentale Assoziation, nicht der logische Schluss aus sichtbaren Effekten. Daher wurde etwa in einer spezifischen Gesellschaft ein Ertrinkender zurück ins Wasser gestoßen, weil man ihn in dem Moment für »gestorben« erklärt, in dem er mit dem Tod assoziiert und identifiziert wird. Dieser Wahrnehmungsmodus sei mit dem logisch-empirischen Verfahren nicht kompatibel – und gerade deshalb kein Zeichen minderer Intelligenz, sondern einer anderen Denkform. Die Assoziationen haben schlicht keine Verbindung zur empirischen Realität, sie schaffen ihre eigene. Der Sprung zu einer anderen Denkform war ihm nur durch Fremdkontakt erklärbar – konkrete Modelle von Aufklärungsprozessen entwarf er nicht.
Medizingeschichtliche Forschung erinnert daran, dass Biomedizin erst mit der Entdeckung der Bakteriologie eine signifikante Überlegenheit über die traditionellen Kräuterdoktoren und Geistheiler herstellte. Von Seife, Chloroform, wenigen Impfungen und einfachen Operationen abgesehen, war die westliche Heilkunde um 1900 noch machtlos gegenüber den Bedingungen im »white mans grave«, wie der Medizinhistoriker Adam Mohr[3] belegt. Auch danach verliehen Missionskrankenhäuser und das als »miracle drug« beworbene Penicillin der Biomedizin eine religiöse Aura. Und bis heute tritt im Westen Biomedizin mit spiritistischen Praktiken überlagert auf, so dass von einer erfolgreichen Aufklärung nicht gesprochen werden kann. In der Peripherie wird der Überlegenheitsanspruch der Biomedizin durch ihre elitäre Verteilung zusätzlich sabotiert. Ungeachtet der Wiedereinführung einer freiwilligen, subventionierten Krankenkasse fallen in einem ghanaischen Krankenhaus zusätzliche Kosten für Pflege, Verpflegung und nicht gedeckte Behandlungen an. Durch den *brain drain* kommen in Ghana auf einen Arzt 10.000 Patienten, und auf 18 landesweit tätige Psychiater entfallen 2,5 Millionen Menschen mit psychischen Erkrankungen.[4] Unter diesen Bedingungen ist ein autoritäres, mitunter zynisches Verhältnis von Ärzten zu Patienten keine kulturelle Wahl, sondern Resultat ökonomischer Zwänge. Dennoch können heute über 85% der Erkrankungen mit einem kleinen Set von einfachen chirurgischen oder pharmazeutischen Verrichtungen geheilt werden. In seiner Studie über Medizinkultur in Nordghana zeigte Bernhard Bierlich[5], wie vor allem Frauen die Krankenhäuser aufsuchen, um billige und wirksame Medizin für ihre Kinder zu kaufen, während ältere Männer auf ihrer geheimen Ritualmedizin beharren.

Kurioserweise aber erhielten die traditionellen Praktiken gerade dann Auftrieb, als die Biomedizin mit den Lepraklinken, der Ausrottung der Pocken und der Zurückdrängung anderer Seuchen ihre höchsten Erfolge feierte. Medizinisch unwirksame oder schädliche traditionelle Praktiken wurden von Ethnonationalisten als indigene Psychotherapie umgedeutet. Das hatte Erfolg, weil Psychotherapie aus Kostengründen im Trikont kaum bekannt ist und eine tiefere Prüfung der verglichenen Verfahren ausblieb. In der Ethnologie, wo Psychoanalyse heute wirksam eliminiert wurde, griff man diese Strategie auf und pries die vermeintlich »psychoanalytischen« Methoden der Orakelpriester. Weil im Orakel ein Frage-Antwort-Spiel stattfindet, sei das schon eine »Gesprächstherapie«. Die Identifizierung von »Spirituellem« mit Psyche besorgte die Gleichsetzung von Geistheilung mit Psychosomatik. Von den biomedizinischen Ursachen konnte fortan ebenso abgesehen werden wie von Differenzierungen psychiatrischer Symptome. Anstatt also die Diagnose und nötige Therapieverfahren zu prüfen, beschränkten sich Ethnologen darauf, die Rituale der »Heiler« zu dokumentieren und den Ausgang immer wieder als »Heilung« zu verkaufen. Viele suchten wie Paul Stoller die Initiation ins Heilerwesen und vermarkteten Berichte über angeblich »Unerklärliches«. Biologische Ursachen, Leiden und Tod gerieten gerade in der Geistbesessenheitsforschung – mit vielen Ausnahmen qualifizierter Studien etwa zur HIV-Epidemie – immer mehr aus dem Blick. Die Rosskuren bei den Klienten einer Forschung zu tolerieren, bedurfte einer pathologischen Erkaltung gegen die Erkrankten, denen man ein grundsätzliches Anderssein unterstellte. Ihnen könne »westliche« Medizin nicht helfen. Der Zynismus solcher Behauptungen wird an den überlaufenen Psychiatrien deutlich: Seit ihrer Gründung im Jahr 1908 ist die Psychiatrie in Accra mehr als doppelt überbelegt, trotz aller Erweiterungen. »Mad people« prägen Ghanas Straßenbild: Sie sind an der schmutzverkrusteten braunen Kleidung erkennbar, warten an Straßenkreuzungen und Kreiseln auf Almosen. Propheten versprechen, ihre bösen Geister auszutreiben, sie werden mitunter angekettet oder misshandelt. Auch wenn man im Allgemeinen in der ghanaischen Gesellschaft integrativer mit ihren Kranken, Blinden und Taubstummen umgeht, als etwa Deutschland, so besteht doch ein objektiver Mangel an Psychiatrien. Das sublime Ressentiment gegen Psychiatrien in der Geisteswissenschaft förderte das Bedürfnis nach einem indigenen »Ersatz«. Fortan wurde aus Trance ein therapeutisches »Ausagieren« und psychisch Kranke wurden »geheilte« Geistmedien. Auch wenn exzeptionelle Individuen erstaunliche und hochinteressante Biographien aufweisen und die pauschale Verurteilung der traditionellen Medien durch Christen als »Hexenmeister« vermieden werden sollte, überwiegen negative Aspekte. Viele Medien und Propheten verschärfen Symptome durch Autosuggestion mystischer Krankheiten (Nocebo), traumatisieren Gesunde durch Hexereianklagen, ihnen selbst droht ritueller Alkoholismus und Zerrüttung durch Drogen.



Traditionelle Medizin

Eine weitere Rationalisierung der traditionellen Therapien war die Kräuterheilkunde. Ihr wird oft unterstellt, sie sei Resultat serieller Tests an kranken Menschen, bis wirklich wirksame Kräuter herausselektiert worden seien. Trotz aller »Biopiraterie« blieben aber die erhofften hochpotenten Mittel aus dem Regenwald aus. Die reale Erfahrung in Europa war, dass Pflanzen nach der antiken, von Paracelsus und später Rudolf Steiner wiederbelebten Signaturenlehre verwendet wurden: eine gelbe Blüte heile Gelbsucht, eine hodenförmige Knolle mache potent. Wie sieht es in Ghana aus? In einem Magazin des offiziellen ghanaischen Heilerverbandes behaupten alle vorgestellten Heiler, dass sie Tuberkulose, HIV und andere ernsthafte Erkrankungen mit ihren Kräutern heilen könnten. Ihr Wissen stamme aus Träumen, in denen verstorbene Ahnen ihnen Kräuter »gezeigt« hätten. Nicht die Bestandteile der Kräuter gelten als wirksam, sondern ihre spirituelle Substanz. Daher werden Kräuter in Nordghana vor der Verwendung zu Asche verbrannt.

Die überhistorische und überregionale Eindeutigkeit des Materials riete einer fachgeschichtlich gebildeten Ethnologie eigentlich grundsätzliche Skepsis über die Möglichkeiten traditioneller Heilpraxis an. Das Gegenteil ist der Fall. Von Evans-Pritchard über Victor Turner, Claude Leví-Strauss, Jeanne Favret-Saada bis hin zu aktuellen Studien erhielt eine mit Euphemismen gesättigte Sprache Einzug. Schamanen, Witch-Doctors, Geistmedien und Propheten »erkennen« die sozialen Konflikte von Kranken, behandeln sie in geschickten rituellen »Gesprächsherapien«, in denen Krankheit »konkretisiert« und dadurch »begreifbar« gemacht wird. Hexereianklagen bearbeiten angebliche »unbewusste Konflikte«, zwingen Angeklagte dazu, ihr nichtkonformes Verhalten zu ändern. Das erzeuge die Gesundung von Patient und Kollektiv. Solcher Kulturalismus mit seinem Protest gegen die »imperialistischen Wirklichkeitsbegriffe« geht traditionell mit dem Positivismus bruchlos einher. Das Negative, Unheimliche, Verstörende an Therapien wird zensiert, bis am Ende – von Rationalität durchleuchtete – Funktionen ihrer Umwelt die Knochen werfen und in Zungen reden und nicht der Herr Kojo, der wirklich daran glaubt, dass die Mutter dem eigenen Sohn eine Epilepsie angehext hat. Erst unter dem Einfluss des Kolonialismus seien in vormals harmonischen Gemeinschaften Individualismus und soziale Unterschiede entstanden, die dann für Neid und somit Hexereianklagen sorgen würden. Derartiger Pseudo-Materialismus adelt den »Seufzer der bedrängten Kreatur« zur Philosophie, die dem »Monopolisierungsanspruch der Moderne« trotzt.

Die Rationalisierungen und Euphemismen bedienen ein generelles Interesse an Weichzeichnungen auf dem akademischen Markt. Von Unterdrückung und ihren körperlich und geistig verstümmelnden Auswirkungen zu sprechen gilt als unfein. Die Unterdrückten seien keine machtlosen Opfer – sie haben vielmehr »agency«, mit der sie ihren Zuständen »Bedeutung« geben. Die passiv-aggressive Menschenfeindlichkeit dieser paternalistischen Schönfärberei ist offensichtlich. Hinter der Maske einer berechtigten Kritik bürgerlicher, teleologischer Fortschrittsideologie verbirgt sich eine kulturalistische Ideologie, die Afrikaner infantilisiert. Nach den auf sie angepassten Maßstäben leiden sie nicht mehr unter objektiven Rückständigkeit ihrer Produktionsbedingungen, sondern sie sind »multipel modern«. Für die »ganz Anderen« sind Kurpfuscherei und pathische Projektionen gerade richtig. Das Othering bleibt Besitzstandswahrung: Psychotherapie und Biomedizin ist in dieser Logik nicht nur ein ökonomisches, sondern auch ein »kulturelles« Vorrecht der Weißen.

---

[1] Haaf, Ernst 1967: Die Kusase. Eine medizin-ethnologische Studie über einen Stamm in Nordghana. Stuttgart: Fischer.

[2] Lévy-Bruhl, Lucien 1966 (1927): Die geistige Welt der Primitiven. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

[3] Mohr, Adam 2009: Missionary Medicine and Akan Therapeutics. In: Journal of Religion in Africa 39.

[4] Roberts, Mark/Mogan, Caroline/Asare, Joseph 2014: An overview of Ghana's mental health system. Int. J. of Mental Health Systems 8,16.

[5] Bierlich, Bernhard 2007: The Problem of Money. African Agency & Western Medicine in Northern Ghana. Oxford: Berghahn.

Felix Riedel ist Ethnologe. Er forscht über ghanaische Filme und Hexenjagden, arbeitet ehrenamtlich in der »Psychotronischen Lounge« des Traumakino Marburg. Auf seinem Blog »Nichtidentisches« hat er mehrere Dutzend Filmanalysen festgehalten.
www.nichtidentisches.de, www.felixriedel.net

Zwei Mal Schöpfungsgeschichte

Michelle »Todd Spitboy« Cruz Gonzales erinnert sich in Buchform ans Schlagzeugspielen und Xicana-Sein im Anarchopunk der 1990er. *Ana Threat* hat »The Spitboy Rule« gelesen

Spitboy, jene all-female Hardcoreband aus Kalifornien, die mich während der 1990er Jahre als jugendliche Punkerin in Linz als dem Ort, der damals durchaus als österreichische Provinzhauptstadt des schnörkellosen Brüllpunks der härteren Gangart (aber eben hauptsächlich in seinen vielen eher männerlastigen Ausprägungen) gelten durfte, ohne Ende fasziniert und zu den wildesten Spekulationen (prä-Internet, just sayin) hingerissen hat, berief sich in ihrem Gruppennamen auf einen obskuren Schöpfungsmythos einer nordamerikanischen First Nation. Laut Überlieferung von Anne Cameron, einer weißen Autorin[1], erzählen die Frauen der Nuu-chah-nulth der pazifischen Nordwestküste des heutigen Kanadas die Geschichte der Kreation der Menschen wie folgt: ein_e Schöpfer_in, »who is neither male nor female, man nor woman, but both« (Cameron 1981, 16) macht eine Frau, die ihr Dasein als einzige menschliche Bewohnerin der Erde mit Jagen, Fischen und Kontemplation ihrer Einsamkeit fristet. Nach einem kurzen Besuch von mehreren höheren Wesen ist sie so traurig, wieder allein zu sein, dass sie im wahrsten Sinn des Wortes Rotz und Wasser weinen muss.[2] Auf Anraten der göttlichen Wesen mischt sie ihre Tränen und ihr Nasensekret mit Sand und platziert die Masse in den Schalen verschiedener Meerestiere, in denen letztendlich eine männliche, zumindest teilweise menschliche Kreatur heranwächst, mit der sie in weiterer Folge Tisch und Bett teilt: der Snotboy, bzw. (ein wenig eleganter) Spitboy.

Über Camerons Buch *Daughters of Copper Woman*, das 1981 in einem feministischen Kleinverlag publiziert wird und sich über die Jahre zum Underground-Überraschungserfolg in frauenbewegten Zusammenhängen des westlichen *second wave feminism* mausern kann, findet die Geschichte wohl auch ihren Weg zu den jungen Musikerinnen, als sie sich im Jahr 1990 zur feministischen Hardcoregruppe formieren. Obwohl ein direkter Verweis auf Cameron fehlt, macht Schlagzeugerin Michelle Cruz Gonzales sehr klar, dass die Band die Figur des Spitboy verwendet, um ihrerseits den Ursprung der Gruppe als eine Schöpfung aus eigener Kraft zu verdeutlichen. Das letzte Kapitel des schmalen Bandes (bezeichnender Weise betitelt als »*Spitboy: The Creation Story*«), endet mit folgenden Worten: »By the end of the second practice, we … had completed writing our first song, ‚Seriously' […]. The song was tough, and vulnerable, and it had attitude. It sounded like something totally fresh and new, like the female punk band I had been waiting to hear, waiting to discover for some time, the band that I was now in with Karin [Gembus], and Paula [Hibbs-Reines], and Adrienne [Stone], the band that would soon be named after a female-body-centric creation story, a story that didn't involve god, a rib, or a man« (128f).

Das Thema der bittersüßen Erschaffung eines Wesens zum Liebhaben aus dem eigenen Schlonz, in Isolation von den und zur Durchbrechung der – das alltägliche Leben umgebenden – teilweise feindlichen Kräfte, zieht sich als roter Faden durch Gonzales' Erinnerungen. Besonders auffällig ist dabei die weitgehende Abwesenheit anderer musikschaffender Frauen als Vorbilder, Weggefährtinnen und Verbündete im Projekt »Feministischer Hardcore«, wie sie für Autobiografien jüngerer (dh in den 1980ern und 1990ern aktiven), amerikanischer Punk/Noise/Indie-Musikerinnen wie *Kim Gordon* oder *Carrie Brownstein* sonst typisch sind – was Anbetracht des historischen Kontexts von *The Spitboy Rule*, der Anarcho-HC-Szene der 1990er, allerdings nicht wunder nimmt. Gonzales beschreibt diese Szene sehr nahe an der empirischen Realität als eine, in der Spitboy jahrelang die einzige tourende Band war, in der Frauen Instrumente überhaupt angreifen durften. Dementsprechend sind die wesentlichen außerhalb der Gruppe als positiv und ermächtigend beschriebene Bezugspersonen ebenfalls überwiegend männlich, wie etwa die befreundeten Bubenbands *Citizen Fish, Amebix, Paxston Quiggly*, und *Los Crudos*, der (no na) Roadie *Pete the Roadie*, und eine Handvoll lokaler Metaljungs. Den traurigen Rest fasst sie lapidar als »regular bands, usually men« (104) zusammen, und geht nicht weiter auf sie ein.
Dieser Eindruck von Einzigartigkeit, wie er aus einem solchen Umfeld logischerweise erwächst, bringt Gonzales in eine schwierige erzählerische Position, die sich in den 22 knappen Kapiteln ihrer Bandgeschichte auch regelmäßig widerspiegelt. Ein Kollateraleffekt zB ist, dass ihre wenigen Schilderungen von Begegnungen mit anderen praktizierenden Musikerinnen bisweilen ins Seltsame abzurutschen drohen. »In Japan, a young woman, the drummer for An Apology Nature Arise and the human equivalent to Hello Kitty herself – small and cute and cartoonlike in dress – fell to her knees crying when she met me. […] The second we were introduced, the … tiny woman, shorter than me and much smaller-boned, with a pretty round face, a short skirt, and ribbons tied all in her hair, burst into tears, hugged me, and fell in a heap on the sidewalk. Not knowing what else to do, I helped lift her off the ground« (123f): eine Touranekdote, die in der Beschreibung ihres weiblichen Gegenübers eher an das sumpfige Rock'n'Roll-Universum einer Pamela des Barres erinnert, als an die anarchofeministische Welt der Spitboy-Lyrics.

Bemerkenswert ist auch Gonzales' Verhandlung von *Riot Grrrl* als Abgrenzungsfolie. Kapitel 1, »Not a Riot Grrrl Band«, fasst die wesentlichen Unterschiede zwischen Spitboys emanzipatorischem Verständnis und jenem der sich ungefähr zeitgleich formierenden subkulturell-feministischen Bewegung um die Collegerock-Szene in Olympia, WA in Worten zusammen, die nicht klarer sein könnten: »…we stood for most of the same things, except there were three important distinctions: we had formed Spitboy in the Bay Area during the early days of their movement, we didn't endorse separatism, and we didn't want to be called girls« (9f). Dass das Überliefern eines solchen Dissens gut und produktiv sein kann, daran erinnert uns die postkoloniale Punk-Historikerin Mimi Thi Nguyen in ihrem Vorwort für Gonzales' Memoiren (xvii). Immerhin war/ist Riot Grrrl eine feministische Bewegung, die ihre eigenen Ausschlüsse – oft anhand von bekannt heimtückischen Trennlinien wie Klasse und Rassifizierung – immer wieder mitproduziert (Nguyen 2012). The Spitboy Rule beschreibt einen besonders hirnrissigen Fall von white feminism / Entitlement-durch-Privileg im Kapitel »My Body is Mine« (86-90): Als die Band 1994 die Single *Mi Cuerpo Es Mío* veröffentlicht, beklagt ein weißes Riot Grrrl aus Olympia den spanischen Titel der Platte als unrechtmäßige kulturelle Aneignung – eine Geste, die Gonzales messerscharf als Unsichbarmachung ihres eigenen nicht-weißen Körpers analysiert.

Die Unsichtbarmachung bzw. schweigende Übergehung von Gonzales' Xicana-Identität betrifft allerdings nicht nur Riot Grrrl alleine. Die Autorin erzählt von Unverständnis und Entfremdung auch in nächster Nähe, nämlich nicht nur innerhalb der Subkultur ihrer Wahl, sondern auch im innersten Inneren, der Band selbst. Detailliert beschreibt Gonzales den Eindruck des Anders-Seins, der sie gerade auch in Gesellschaft ihrer vermeintlich intimsten Verbündeten, ihren – weißen, größtenteils aus nicht-migrantischen Mittelklasse-Elternhäusern stammenden – Mitmusikerinnen befällt. *The Spitboy Rule* ist insofern auch eine Entwicklungsgeschichte, in der die Ich-Erzählerin graduell gewahr wird, dass dieses Anders-Sein auf das Wirken intersektionaler Differenzen und rassifizierter Identitäten zurückzuführen ist – auch wenn das in vermeintlich aufgeklärten, sich als politisch verstehenden subkulturellen Kontexten nicht gerne thematisiert wird.

Die zweite Schöpfungsgeschichte aus eigener Kraft, die Gonzales erzählt, ist demnach ihre Selbst-/Wieder-Erschöpfung als Xicana in der Isolation einer weißen Jugendsubkultur. Wie zu erwarten war, endet es mit einer solchen Einsicht in Hardcore und Punk nicht besonders gut. Eine der letzten Vignetten im Buch beschreibt ein Konzert der *Los Crudos* im Jahr 1998, bei dem Gonzales' nicht-Punker-, nicht-Musiker-Ehemann aufgrund seines Aussehens von einem jungen weißen Fan als Bandmitglied angesprochen wird. Gonzales resümiert: »I suppose this was progress. In just a few years, Latinos in the Bay Area punk scene went from being invisible to mistaken for members of Los Crudos. Still, we went home that night and I didn't return […] for another thirteen years. … [T]he scene, like America, could only change so much so fast, and I didn't have the time or the patience to wait around and endure both« (119). Unser Verlust, Punks.

Michelle Cruz Gonzales (2016): *The Spitboy Rule. Tales of a Xicana in a Female Punk Band*. Oakland, CA: PM Press.

Weitere Quellen:

Anne Cameron (1981): *Daughters of Copper Woman*. Vancouver, BC: Press Gang Publishers.
Mimi Thi Nguyen (2012), *»Riot Grrrl, Race, and Revival.« Women & Performance: A Journal of Feminist Theory*, Vol.22 (2-3), 173-196.

---

[1] Zur Diskussion von Camerons Rolle als weiße Autorin in Bezug auf das Wissen der Nuu-chah-nulth, sowie die Aneignung ihrer Version dieses Wissens durch weiße Feministinnen siehe Christine St. Peter (1989): »‚Woman's Truth' and the Native Tradition: Anne Cameron's ‚Daughters of Copper Woman'«, *Feminist Studies* Vol.15(3), 499-523.

[2] »So much so did she cry, her very head began to drain of all fluid, and as tears fell from her eyes, from her nose fell great amounts of thick mucus. Tears and mucus and from her mouth saliva, and her face swelled as the waters of loneliness poured. From her nose an enormous cluster of mucus strands fell onto the sand and lay at her feet …« (Cameron 1981, 26f.).

Ana Threat spielt und produziert seit 1995 in verschiedenen Mädchen- und Bubenkombos und alleine Punk, Noiserock und Garagenmusik.

BEZAHLTE ANZEIGE

Bot und die Welt

Wer darf Autor sein? Wer hat Autorität? Wer ist Fake News? fragt *Krystian Woznicki*

Wer heute Fake News sagt, empört sich auch ein stückweit über die Wirklichkeit, in der vieles in Unordnung geraten scheint, insbesondere im Hinblick auf Autorschaft und Autorität. Dieser Aspekt wird in der aktuellen Diskussion nicht ausreichend gewürdigt. Meistens liegt der Fokus darauf, unwahre Botschaften zu diskreditieren. Dabei wird grundsätzlich vorausgesetzt, dass es nur so etwas wie wahre Botschaften geben darf, ja: dass nur sie eine Existenzberechtigung haben.

Doch gehört es nicht auch zur Demokratie darüber zu streiten, was wahr ist und was unwahr? Fake News ist heute auch ein Schlachtruf derer, die sich auf den Streit nicht einlassen wollen; Leute, die ihre Wahrheit gefunden haben, auch wenn ihnen letztlich nur soviel klar ist: dass sie die Wahrheiten anderer nicht akzeptieren können und wollen. Ob Trump-Befürworter oder Trump-Gegner.

Insofern stimme ich auch der Technologie-Forscherin danah boyd zu, wenn sie in der Fake-News-Debatte[1] sagt: »Wenn wir technische Lösungen für komplexe sozio-technische Probleme suchen, können wir uns nicht einfach aus der Verantwortung stehlen und ein paar Unternehmen beauftragen, die Brüche in der Gesellschaft zu kitten, die sie sichtbar gemacht und verstärkt haben.«

Die Demokratisierung der Falschmeldungen

Der zentrale Grund dafür, dass die Idee von Fake News ein derart großes Ding werden konnte, dürfte vor allem die Vielfalt an Stimmen sein, die heute Aussagen über die Welt machen – und damit mal mehr, mal weniger energisch einen Anspruch auf Wahrhaftigkeit erheben. Falschmeldungen, Desinformationen und Propaganda im Allgemeinen haben Geschichte – doch heute sind es eben nicht nur die großen Institutionen und Autoritäten, die all das wie selbstverständlich in die Welt setzen können, sondern auch Max Mustermann, irgendein Algorithmus, ein gottverdammter Bot oder ein Whistleblower.



Foto: Kayla Velasquez, CC0

Wir müssen also nicht nur das Neue des Phänomens Fake News in Frage stellen, sondern auch die veränderten Bedingungen, unter denen heute vermeintliche Wahrheiten in die Welt gesetzt werden. Beginnen wir die Suchbewegung im Alltag: Neulich hörte ich den Satz »Du bist Fake News«. Das ist eine Variante von »Ich Chef, Du nix!«; ein Satz, der jedoch weitergeht und dabei unsere Lage präzise auf den Punkt bringt.

»Du bist Fake News« sagt nicht einfach nur, dass du ein schlechter Witz oder eine schlechte Nachricht bist, sondern eine nichtautorisierte Botschaft. Jemand, der das sagt, will nicht nur die Konfrontation (oder das Konfrontiert-Sein) nicht wahrhaben, sondern dem Absender das Recht absprechen, überhaupt zu konfrontieren. Dem Gegenüber wird die Existenzberechtigung abgesprochen.

Es ist eine Frage der Autorschaft, die hier im Raum ist. Konkreter, wie Autorschaft erlangt, bestätigt und behauptet werden kann. Wer darf sich herausnehmen, ein Autor zu sein? Die Rede von »Fake News« will hier Klarheit schaffen, indem sie eine Idee von Ausschluss in die Welt trägt. Doch Ausschluss ist hier nicht allzu klar definiert. Die Kriterien sind vage.

Wem Gehör schenken?

Dass wir uns daran gewöhnt hatten, ausschließlich erhabenen Subjekten Gehör zu schenken, also potenziellen Anwärtern auf den Nobelpreis oder angehenden bzw. amtierenden Demagogen – das ist ein Zustand, den wir hinterfragen sollten. Ich will noch nicht einmal sagen, dass wir unsere Idee von Erhabenheit und Subjektivität auf die Höhe der digitalen Gesellschaft bringen (das sicherlich auch), sondern schlicht und ergreifend, dass wir unsere Kriterien überdenken sollten: Wer bekommt meine Aufmerksamkeit? Wer nicht?



Soll auch der Pegida-Follower oder der Asylsuchende gehört werden? Sollen wir auch Bots und Algorithmen sowie Whistleblowern und Leakern Gehör schenken? (Hier ist freilich aktives Hören gemeint.) Zugegeben, das sind alles sehr unterschiedliche Sprecherpositionen, man könnte sagen, dass sie sich nicht über einen Kamm scheren lassen. Doch der gemeinsame Nenner ist: Erstens, es handelt sich um emergierende und tendenziell gesellschaftlich schlecht repräsentierte ‚Sender'. Zweitens, sie haben keine Autorität und haben entsprechend einen prekären Autorenstatus. Kurz, sie sind potenzielle ‚Verfasser' von Fake News. Doch wenn wir nicht anfangen, emergierende und tendenziell schlecht repräsentierte Sender ernst zu nehmen, laufen wir Gefahr realitätsfremde Wesen zu werden.

Algorithmen und Fake News

Wir sind es inzwischen gewohnt, Empfehlungen für Kauf-, Konsum- und wichtige Lebensentscheidungen von Computerprogrammen entgegenzunehmen. Sie haben sich in unseren smartphone-gestützten Alltag eingeschlichen, ohne dass wir sie noch bemerken. Andere Entwicklungen wiederum stehen eher im Zentrum der Aufmerksamkeit: etwa Prognosen über Wahlausgänge oder Aktienkursentwicklungen, die in ähnlicher Weise auf der Basis möglichst vieler Daten, Szenarien und die Zukunft nicht nur prognostizieren, sondern auch entscheidend prägen.

Doch egal, ob sie nun mehr oder weniger unsichtbar sind oder als kleine Software-Stars daherkommen, kaum jemand stellt die alles entscheidende Frage: Wer ist Autor von algorithmischen Vorhersagen oder Empfehlungen? Ist es der Programmierer, der die Software entwickelt, ist es die Software selbst, die ein Eigenleben entwickelt und als künstliche Intelligenz zu agieren beginnt oder sind es jene, die den algorithmischen Wink überhaupt erst als Zeichen ‚lesen' und ihn erst dann in die Realität umsetzen – also wir, die wir nach Belieben Nutzer, Zuschauer oder Verbraucher sind.

Was ist eigentlich unsere Rolle, wenn Algorithmen beginnen, unser Leben vorzuzeichnen. Wer ist Autor? Gott und seine Stellvertreter sind inzwischen zweitrangig geworden. Künstliche Intelligenz ist auf dem Vormarsch, darüber schrieb Norbert Wiener bereits kurz nach dem Zweiten Weltkrieg. Nicht viele wollten das damals hören. Heute finden Wieners Thesen stärkeres Gehör, etwa wenn diskutiert wird, dass KI so etwas wie »technologische Singularität« mit sich bringt. Laut Wikipedia ist das der Zeitpunkt, an »dem sich Maschinen mittels künstlicher Intelligenz rasant selbst verbessern und damit den technischen Fortschritt derart beschleunigen, dass die Zukunft der Menschheit hinter diesem Ereignis nicht mehr vorhersehbar ist«.

Die Forderung nach Transparenz

In der politischen Diskussion wird zu selten die folgende Frage gestellt: Wer hat etwas zu sagen? Es ist, einmal mehr anders gewendet, die Frage nach Autorschaft und Autorität. Diese Frage ist übrigens auch dann im Raum, wenn NGOs wie Algorithm Watch Transparenz darüber fordern, wie Entscheidungsfindung via Algorithmus zustande kommt. Denn nur, wenn wir wissen, wie der jeweilige Algorithmus funktioniert – etwa der Suchalgorithmus von Google – können wir auch anfangen, die Frage nach Verantwortung und Autorschaft halbwegs substanziell zu diskutieren.

Die Transparenz-Debatte bringt aber auch einige Probleme mit sich. Ich erinnere mich noch an die ersten Großprojekte von Wikileaks, wie die Veröffentlichung von rund einer Viertelmillion diplomatischer Berichte der USA, und die erste große intellektuelle Auseinandersetzung mit dem Phänomen: eine Aktivisten-Plattform fordert eine Supermacht heraus. Das war 2010 und 2011. Damals stand nicht zuletzt die Frage im Raum, ob eine Transparenz-Initiative wie Wikileaks so etwas wie eine Agenda haben darf beziehungsweise was es bedeutet, wenn sie eine hat.

Eine Agenda zu haben, das bedeutet auch, dass die Neutralität der Plattform zur Diskussion stand: Engagiert sich Wikileaks für Transparenz nur in eine bestimmte (etwa: geo-politische) Richtung? Führt die Plattform vor allem einen Kampf gegen die Machenschaften der USA? Wenn ja, wessen Interessen würden damit bedient? Wer würde einen solchen Kampf finanzieren wollen? Schon damals stand Russland als möglicher Pate der Plattform im Gespräch. Kaum jemand fragte: Waren Interessen nicht schon immer im Spiel gewesen, als es darum ging, Informationen ‚durchzustechen' und für Transparenz zu sorgen?
Interessen können so unterschiedlich sein wie »Ich will mich in eine vorteilhaftere Position bringen« oder »Ich will für Gerechtigkeit sorgen«. Letzteres gilt als erstrebenswerte Motivation für das Leaken. Ersteres nicht. Letzteres, also der Gerechtigkeitsimperativ, hat bei allen Debatten der vergangenen Jahre stark im Vordergrund gestanden, ersteres, also der strategische Nutzen, kaum. Nun vermischen sich die Diskurse. Seit einigen Monaten ist vom strategischen Leak die Rede – etwa im Blick auf die offengelegten E-Mails der Demokraten während des US-Wahlkampfs.

Auch in diesem Kontext geht es um Autorschaft und Autorität. Natürlich ist die Unterstellung einer Strategie, einer Voreingenommenheit, eines gewissen Interesses immer der Versuch, einen Leak und einen Whistleblower zu diskreditieren. »Aber das nutzt doch nur den Russen!«, ergo: es kann nur falsch sein, sprich: Fake News. Doch wir müssen lernen, sowohl über politischen Nutzen (also: wem nutzt der Leak?) als auch über politische Konsequenzen (also: was legt der Leak offen und was folgt daraus?) sprechen zu können.

Wir müssen dabei verstehen, dass das eine das andere nicht per se ausschließt. Nur weil ein bestimmter Leak »den Russen« nutzt, muss er nicht zwangsläufig Fake News sein. Er muss so oder so ernst genommen werden – sowohl im Hinblick auf Autorschaft als auch auf Autorität. Nicht nur Journalisten, sondern auch die Nutzerinnen und Nutzer von sozialen Medien sollten ihre W-Fragen (»Was« und »Wo«) konsequent um das »Wer«, »Wie« und »Warum« ergänzen.

Die in der Stadtwerkstatt arbeitende Netzkulturinitiative servus.at widmet sich in ihrem Jahresthema den »Social Bots«. In dieser Versorgerin sind noch zwei weitere Texte zum Thema abgedruckt, siehe Seite 2 & 21.

---

[1] *https://netzpolitik.org/2017/algorithmen-oder-journalisten-koennen-das-fake-news-problem-nicht-loesen-das-problem-sind-wir/*

Krystian Woznicki organisiert gemeinsam mit der Berliner Gazette die Ausstellung »Signals. An Exhibition of the Snowden Files in Art, Media and Archives« (12. bis 26. September, Diamondpaper Studio, Berlin) sowie die Konferenz »Failed Citizens or Failed States? Friendly Fire« (2. bis 4. November, ZK/U – Zentrum für Kunst und Urbanistik, Berlin). Zuletzt erschien von ihm »After the Planes. A Dialogue on Movement, Perception and Politics«, mit Brian Massumi sowie »A Field Guide to the Snowden Files. Media, Art, Archives. 2013-2017«, mit Magdalena Taube (beide Diamondpaper, 2017).
Der Artikel erschien zuerst am 3. Mai in der Berliner Gazette (http://berlinergazette.de/bot-und-die-welt-autorschaft-fake-news) und steht unter einer Creative Commons Lizenz (CC BY-NC)

I am a Bot?

Us(c)hi Reiter über vermenschlichte und stereotype Bots

Wir sprechen mit Autos, Tieren, Geräten und Pflanzen. Wir Menschen neigen schon immer dazu Dinge und Tiere zu vermenschlichen. Heute aber antworten die Dinge. Softwareprogramme nehmen Gestalt an in Form von Personen oder Charakteren und treten in Spielen und in sozialen Medien in unseren Alltag. Nicht immer ist uns das bewusst, wir interagieren mit ihnen wie mit anderen Menschen. Wenn von »Social Bots« die Rede ist, dann sind damit Programme gemeint, die uns digital unterstützen oder als Menschen getarnt in sozialen Netzwerken auftauchen und sich aktiv an unserer Kommunikation beteiligen. Ja, sie sollen auch dafür verantwortlich sein, bestimmte Meinungen oder Tendenzen in den sozialen Medienkanälen zu verstärken. Dabei stellt sich die Frage: Wer sind die eigentlichen Autor_innen? Der Bot oder sein Programmierer? Wie selbstständig muss ein Bot sein, um ihm oder ihr eigenständiges Handeln zuzugestehen?

Mit der Vermenschlichung von Algorithmen tritt aber noch ein anderes Problem in den Vordergrund. Das Design und die Repräsentation von digitalen Hilfsdiensten, Social Bots und humanoide Roboter bergen Gefahren, stereotype gesellschaftliche Rollen zu reproduzieren – nicht zuletzt Geschlechterrollen. Dadurch, dass heute Bots durch Benutzer_innen lernen, ändern sich herrschende patriarchale und gesellschaftliche Verhältnisse und Rollenbilder nicht, sondern es besteht die Gefahr, dass wir in einer Art Loop hängen bleiben.

Mit welchem Namen, welcher Stimme und welchen Antworten Roboter designed werden, hält die Autorin Laurie Penny[1] nicht nur für eine abstrakte akademische Frage, sondern sieht eine Verbindung zwischen der Art und Weise, wie Fembots auf der einen und reale Frauen auf der anderen Seite in unserer Gesellschaft behandelt werden. Viele Bots, die auf den Markt kommen und nicht zwingend ein Geschlecht brauchen, werden mit smarten weiblichen Persönlichkeiten ausgestattet. Dazu zählen Microsofts Cortana und Amazons Alexa, wie auch Apples Siri.

JAHRESTHEMA
SOCIAL BOTS
BEI SERVUS.AT

Microsoft hat eine klare Entscheidung getroffen und hat den Namen Cortana und ihre Stimme aus dem Microsoft-Videogame Halo[2] für seine intelligente Software übernommen. Die Frauenfigur Cortana nimmt wie in vielen Mainstream-Videospielen eine problematische Rolle ein. Einerseits stark, anderseits devot und doch schön – und abhängig von einem Mastermind. Cortanas cleane blaue Platinenhaut kann nicht wirklich davon ablenken, dass diese Figur eigentlich nackt ist, während sich ihre männlichen Kollegen in modernen Roboterrüstungen verstecken. Die feuchten Träume spätpubertierender Silicon Valley Programmierer?

Auch wenn die Cortana-App im Gegensatz zur ihrem Vorbild nur noch ein blauer sprechender Punkt mit Persönlichkeit ist, bleiben die Funktionen und möglichen sprachlichen Interaktionen dieser und ähnlicher Apps oft Stereotypen der weiblichen Unterwerfung. Auch im digitalen Raum scheinen ausgediente Ideen von Geschlechterrollen überhand zu nehmen auf Kosten möglicher Diversität.

Und im Forschungsfeld der künstlichen Intelligenz gibt es ein Problem. In dem Interview »Inside the surprisingly sexist world of artificial intelligence«[3] sagt Marie desJardins, Professorin für Computerwissenschaft an der Maryland Universität: »Since men have come to dominate AI, research has become very narrowly focused on solving technical problems and not on the big questions.«

Die meisten Bots mit Persönlichkeit und natürlich klingenden weiblichen Stimmen erinnern, helfen, notieren, suchen, sind brav, funktionieren – und sprechen nicht unaufgefordert zurück. Sagen nicht nein. Sie bringen ihre »progressiven« Elterngesellschaften aber auch in eine moralische Situation. Die Praxis im Umgang mit persönlichen virtuellen Assistenten ist es, diese sprachlich herauszufordern und auch gewisse Grenzen auszuloten.

Das hat sich auch Leah Fessler, eine Redakteurin des Magazins Quarz[4], vorgenommen, um herauszufinden, wie Bots auf sexuelle Belästigung reagieren und was die ethischen Implikationen ihrer vorprogrammierten Reaktionen sind. Sie erhob umfangreiche Daten. Das Ergebnis ist alarmierend: Anstatt gegen Missbrauch zu kämpfen, hilft jeder Bot mit, sexistische Verhaltensweise durch seine Passivität zu verstärken und sogar hervorzurufen. Sie twittere:
I spent weeks sexually harassing bots like Siri and Alexa – their responses are, frankly, horrific. It's time tech giants do something. [5]

Unternehmen erlauben den mündlichen Missbrauch von (Fem)Bots durch Benutzer_innen ohne Begrenzung und unterstützen so, dass Verhaltensstereotypen fortbestehen und vielleicht sogar verstärkt werden. Die missbrauchenden Nutzer können so ihre Handlungen als normal oder sogar akzeptabel verstehen.

Unterwürfig und dienstfertig

Gerne argumentieren Unternehmen damit, dass weibliche Stimmen besser zu verstehen sein und sie ihren digitalen Assistenten deshalb weibliche Stimmen geben. Selbst die geschichtliche Tradition, dass Frauen die Verbindungen von Telefonaten herstellten und so eine wichtige Rolle in der Geschichte der Technologie einnahmen, hält sich als Argument dafür, dass es doch positiv sei, Bots einen weiblichen Charakter zu geben.[6] Kleine Lautsprecher könnten tiefe Töne nicht so gut wiedergeben, dient ebenso als Rechtfertigung für den bevorzugten Einsatz der weiblichen Stimme. Alles Mythen erklärt ein Artikel von Sarah Zhang[7]: Studien und technische Untersuchungen zeigen, dass das nicht der Fall ist.

Beim aus dem Winterschlaf erwachten Hype um künstliche Intelligenz könnte man denken, alleine durch »Deep Learning« seien Roboter und Bots tatsächlich bereits selbständig handelnde Entitäten. Dabei sind derzeit Algorithmen mehr als abhängig von menschlichen Trainern und Designern.

Bots in der Fiktion

Interessant ist, dass in dem tschechischen Science-Fiction-Theaterstück R.U.R.[8] aus 1920 das Wort »Roboter« erstmals verwendet wurde. Es leitet sich sprachlich von »Sklave und Knechtschaft« ab. Die Roboter in dem Stück waren nicht mechanisch, sie waren menschenähnlich und dafür geschaffen, Arbeiten zu erledigen. Bis zum dem Zeitpunkt, wo sie beginnen, sich als ausgebeutete Klasse gegen ihre Herren zu wehren. Auch die künstliche Frau ist von der Antike bis in die Moderne die Vorstellung der perfekten Frau. Und das ist in der modernen Science Fiction bis heute so – neue Filme und Serien weichen kaum von historischen Einschreibungen über die Vorstellung von Frauen ab.
Auch in der neuen HBO-Serie *Westworld*, die 2016 erschienen ist, werden weibliche Roboter von Männern geschaffen, kontrolliert, benutzt und missbraucht. Westworld basiert auf dem Roman bzw. dem gleichnamigen Film Westworld aus dem Jahre 1973 von Michael Crichton. In einem Themenpark, der den Wilden Westen nachstellt, kommen menschenähnliche Roboter (Hosts) den, wie scheint, zutiefst menschlichen Bedürfnissen ihrer Gäste nach. Immer wieder kommt das Animalische und Abgründige des Menschen selbst vor.



The Beneficial AI 2017 Conference. The Vision of the future? Something wrong in this image?

Ein Abenteuer zu erleben, bedeutet in Westworld Dinge zu tun, die außerhalb dieser künstlichen Welt nicht ungehemmt möglich sind. Dazu gehört unter anderem auch sexuelle Gewalt. Die weiblichen Charaktere unterscheiden sich stark von den weiblichen Killer-Sex-Robotern aus den Austin-Powers-Filmen, die zwar witzig gemeint sind, aber doch geschmacklos bleiben und mit ihren aufgeblasenen Brüsten durch die Gegend ballern. Das wachsende Bewusstsein der Westworld-Fembots trägt aber wenigstens dazu bei, dass die liebenswerte, unschuldige Frau (die Figur Dolores) oder die kompetente Chefin eines Bordells (die Figur Maeve) im Verlauf der Serie ihre Schöpfer in Frage stellen und sich gegen sie zu wehren beginnen. Stereotype weibliche Rollen der Serie werden durch intelligente Dialoge aufgebrochen und regen jedenfalls zum Denken an.

Fembots in Filmen und TV-Serien behandeln oft Dynamiken von Macht, Sexualität und unsere Beziehung zu Technologie. Was aber ist mit den Bots, denen wir mehr und mehr in unserem Alltag begegnen werden? Der Trend geht offensichtlich in die Richtung, dass uns die Maschine in Zukunft möglichst menschlich und »feminin« begegnen soll. Der wahre Grund, dass Siri, Alexa, Cortana und Google Home weibliche Stimmen haben ist, weil sie so mehr Geld einbringen und bewährte Bedürfnisse von Kunden erfüllen sollen.

Abgesehen davon, dass wir der Frage nachgehen müssen, wie unsere Beziehung zu Maschinen anders aussehen könnte und ob es dazu nicht notwendig wäre, diese eben nicht zu vermenschlichen, wäre es doch auch befriedigend sich vorzustellen, dass jede übergriffige Belästigung oder anmaßende Frage an eine digitale Assistentin zu einem Systemabsturz führt oder vielleicht noch besser für Wutanfälle sorgen, die mit Zitaten aus feministischen Manifesten untermauert werden. Genau hier eröffnet sich jedenfalls ein Feld für das Experiment und die Kunst, die abseits einer Marktlogik auf diese Entwicklungen eine wichtige andere Perspektive einbringen kann.

Us(c)hi Reiter, servus.at

Die in der Stadtwerkstatt arbeitende Netzkulturinitiative servus.at widmet sich in ihrem Jahresthema den »Social Bots«. In dieser Versorgerin sind noch zwei weitere Texte zum Thema abgedruckt, siehe Seite 2 & 20.

---

[1] http://www.newstatesman.com/politics/feminism/2016/04/why-do-we-give-robots-female names-because-we-dont-want-consider-their
[2] https://www.youtube.com/watch?v=ACvIxGpzGs8
[3] https://qz.com/531257/inside-the-surprisingly-sexist-world-of-artificial-intelligence/
[4] https://qz.com/911681/we-tested-apples-siri-amazon-echos-alexa-microsofts-cortana-and-googles-google-home-to-see-which-personal-assistant-bots-stand-up-for-themselves-in-the-face-of-sexual-harassment/
[5] https://t.co/z5FGBruxWU – Leah Fessler (@LeahFessler) February 22, 2017
[6] https://www.youtube.com/watch?v=njW70pofZsg
[7] http://gizmodo.com/no-siri-is-not-female-because-womens-voices-are-easier-1683901643
[8] http://www.todayifoundout.com/index.php/2012/05/where-does-the-word-robot-come-from/

7. - 8. Juni 2017
Smartonomy
Mobility without Fingerprints?
Sayed Azim Arasch
Barbara Huber
Fieke Jansen
Hadi Al Khatib
Brigitta Kuster
Us(c)hi Reiter
Zeinab Vafaie
Mahriah Zimmermann
Praktiken digitaler Selbstorganisation zwischen Überwachung und Autonomie
DE_colonize uni_VERSITY

Smartonomy. Mobility without Fingerprints?
Praktiken digitaler Selbstorganisation
zwischen Überwachung und Autonomie

Mehr Infos auf servus.at



Mein liebes Publikum!

Seit nunmehr fünf Jahren, die seit meiner Wiederauferstehung als neues Cafe Strom vergangen sind, begleitest du mich. Du warst großzügig und abgebrannt. Scheu und laut. Aufdringlich und zurückhaltend. Alles was ich heute bin, bin ich vor allem durch dich, liebes Publikum, und ich empfinde eine hauchende Scham, dir erst heute, in aller Pauschalität zu danken.

Für deinen Witz, dein Vertrauen, deine Rücksichtnahme, deinen Spleen, dein Verständnis, deinen Schabernack und für deine unzählbaren Facetten. Unzählige Male hast du mit deiner Courage Wogen geglättet und Unannehmlichkeiten in wichtige Erfahrungen gewandelt. Eine meiner wenigen, wirklich deklarierten Regeln, »Behandle andere stets mit Bedacht auf ihre physische und geistige Integrität«, hast du nur zu gut verstanden und mitgetragen – für eine Atmosphäre, die du mitgestaltest und die dadurch umfassender wird als die Summe der einzelnen Teile.

Darüber hinaus hast du mir auch ab und an Ärger bereitet. Ich empfinde das aber keineswegs wehleidig, sondern sehe solche Konflikte als normal, an Orten wo es so menschelt. Du hast mich ebenso erfreut, wie gefordert und gezwungen, dir immer wieder aufs Neue zu begegnen mit all deiner Vielfalt, deinen Alternativen, deinem Lebenshunger. Und so sehr ich auch die Verlockung spürte, einfach einmal wegzusehen, wenn du einmal richtig Mist gebaut hast, habe ich mich klar dagegen entschieden. Dann musste ich den großen Dicken oder die zierliche Kleine schicken, um dir das auch zu sagen. Auch damit hast du mir geholfen, meine Prinzipien der Gastfreundschaft und Unvoreingenommenheit zu hinterfragen und zu festigen.

Nach fünf Jahren kann ich nun sagen: Ich lebe durch die Menschen, die zu mir kommen. Leben bedeutet wachsen und gedeihen, in meinem Fall täglich Abschied nehmen und auf ein Wiedersehen hoffen. Stets warst du da. Mit all deinen Geschichten und Gesichtern.

Dafür bedanke ich mich bei dir, liebes Publikum, ganz unfrei nach Friedrich Liechtenstein: Das Leben kann sehr kurz sein, wenn man sich zu wenigen Dingen widmet.

Bussi, dein Strom

STROM UM SIEBEN

Debatten zu Kultur & Politik im Cafe Strom

Montag, 19. Juni 2017, 19.00 Uhr
Stadtwerkstatt, Cafe Strom

Lügen, Propaganda und Fiktion

Strategien in Kunst und Medien zur Auseinandersetzung mit der postfaktischen Wirklichkeit

Fake-News und Propaganda sind aus der Menschheitsgeschichte nicht wegzudenken. Projekte in Kunst und Medien haben das immer auch kritisch thematisiert. Gegenwärtig jedoch resultiert das globale Unbehagen vor allem aus der Entwicklung digitaler Informationstechnologien, die eine massenhafte Beteiligung an der Konstruktion und Verbreitung der vermeintlichen Wahrheit bzw. Unwahrheit möglich macht. Mit der Ungewissheit verbinden sich Verluste der bisher gekannten Konventionen in Kommunikation und Machtausübung – und stellt auch Kunst und Medien vor neue Herausforderungen. Doch wie schreibt sich die Auseinandersetzung mit den postfaktischen Gegebenheiten in die künstlerische und mediale Praxis ein? Woraus schöpft sich jetzt noch die Hoffnung auf mehr Demokratie, soziale Gerechtigkeit und gesellschaftliche Beteiligung? Und welche Handlungsspielräume gilt es dafür zu erschließen?

Dazu diskutieren gemeinsam mit Gastgeber **Martin Wassermair**:

Hans Bernhard (Medienkünstler, UBERMORGEN)
Katharina Schell (APA-Chefredaktion)

Eine Veranstaltung von STWST und Cafe Strom.
In Medienpartnerschaft mit Radio FRO 105.0 und Dorf TV.

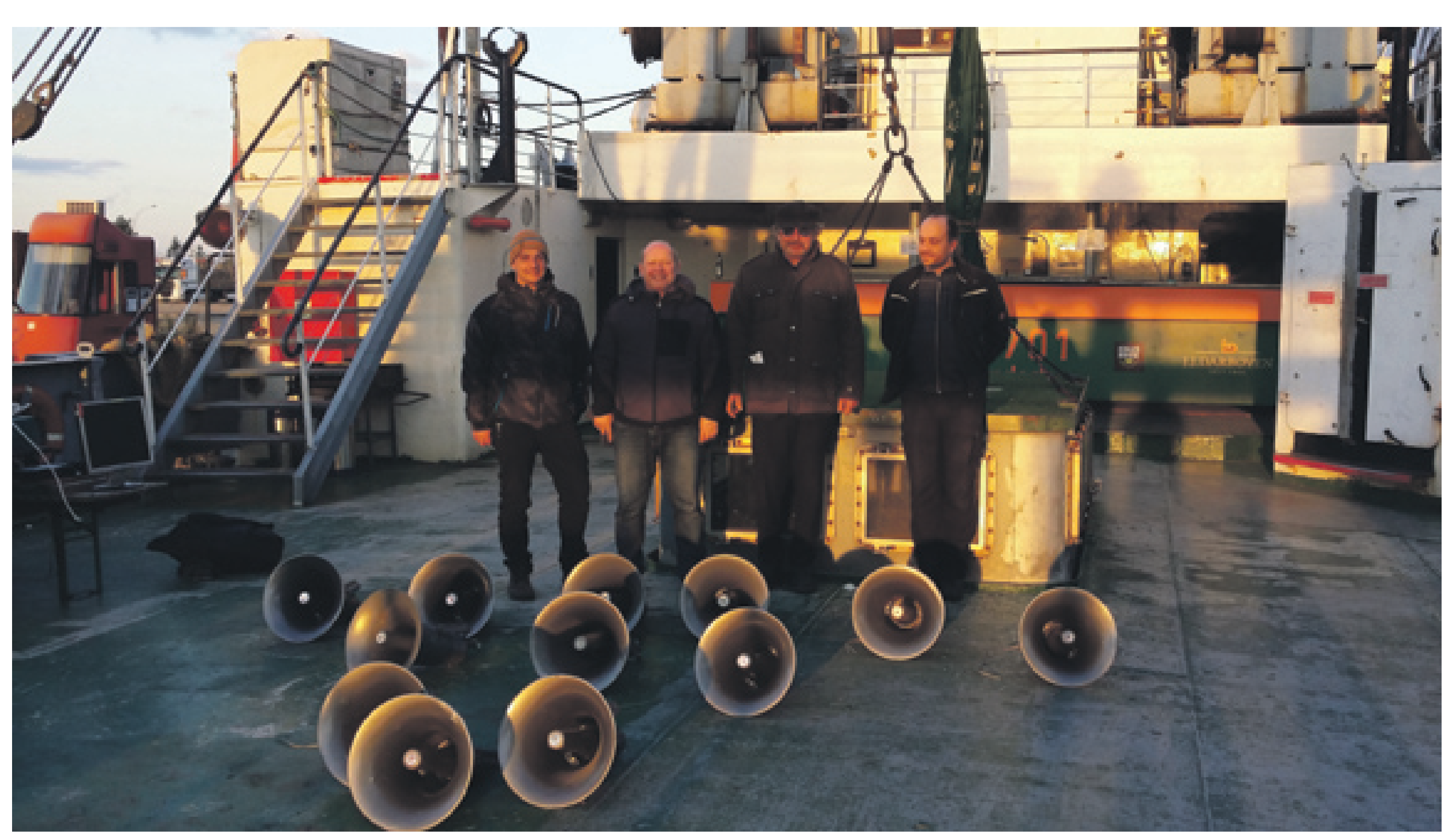
stwst.at, fro.at, dorftv.at

Virtuelle Linzer Vogelschar

Die Stadtwerkstatt ist mit Fadi Dorningers *Beyond The Water* zu Gast in Hamburg

Noch bis Mitte Juni bevölkern unbekannte Vogelstimmen ein ausgedehntes Areal der Hamburger Hafencity. Der Linzer Komponist, Produzent und Soundkünstler Wolfgang Fadi Dorninger hat ein virtuelles Klanguniversum geschaffen. In seinem Linzer Studio erzählte er *Silvana Steinbacher* unter anderem von seiner Vorliebe, Welten für den öffentlichen Raum zu kreieren.

Ich sitze in einem hübschen Liegestuhl und genieße den Blick auf die Elbe. Das Wetter zeigt sich an diesem Freitagabend – es ist der 5. Mai – zwar von seiner unangenehmen Seite, doch ich beschließe, auf meinen geschützten Platz im Freien nicht zu verzichten. Ich fühle mich entspannt, meine Wahrnehmung und meine Aufmerksamkeit sind, wie immer im Ausland, wesentlich geschärfter als auf den schon ausgetretenen, gewohnten Orten und Plätzen. Ich versuche das durchdringende Gelächter an meinem Nebentisch auszublenden und höre die Hafen- und Wassergeräusche, das Gekreisch der Möwen, die sich plötzlich in der Nähe der kürzlich fertiggestellten Elbphilharmonie am rechten Ufer der Norderelbe zusammenrotten. Was hat sie denn so aufgeschreckt? Als sie ziemlich bald wieder abziehen, bemerke ich auch andere Vogelstimmen, doch ich kann die Vögel nirgends entdecken, kenne diese Vogelstimmen auch nicht, mir scheint sogar, ich hätte ähnliche noch nie gehört. Doch ihr Klang umhüllt mich, so bilde ich es mir zumindest mit einem Drink in den bereits etwas klammen Fingern ein, und das soeben Gehörte bereichert mich um ein ungewohntes Erlebnis in der Abenddämmerung.



Beyond The Water v.5: 2017 auf dem Stahlschiff Stubnitz.

Ich muss gestehen, ich war leider seit mehreren Jahren nicht mehr in Hamburg, doch irgendwann, es wird wohl in der letzten halben Stunde unseres Treffens gewesen sein, muss bei den Schilderungen von Wolfgang Fadi Dorninger dieses innere Bild in mir entstanden sein. In seinem Studio in der Linzer Freistädterstraße versuchte er mir seine neue Arbeit näherzubringen.
Jenseits des Wassers/Beyond The Water v.5 ist eine Elf-Kanal-Klang-Installation zwischen Landungsbrücken, Elbphilharmonie und Elbbrücken in der Hamburger Hafencity: Ein Projekt, produziert von der Linzer Stadtwerkstatt mit dem Kunstschiff Stubnitz und der Hamburger Galerie Genscher als Partner, finanziert durch die Stadt Hamburg. Überträgt man die Reichweite dieses Klangprojekts auf unsere regionalen Verhältnisse, so würde sich zwischen dem Linzer Hauptplatz und der Unionkreuzung ein synthetisches Vogelparadies ausbreiten. Dazwischen prangt das Linzer Musiktheater; in der rund 1 800 000 Einwohnerstadt Hamburg ist es die Elbphilharmonie.
Noch bis zum 18. Juni bevölkern täglich eineinhalb Stunden Wolfgang Fadi Dorningers fremde Vogelkulturen das Hamburger Hafenareal. Der Linzer Komponist, Musiker und Produzent hat für sein Projekt eine Soundinstallation in der Länge von genau 21 Minuten hergestellt, die täglich im Loop für eineinhalb Stunden erschallt.
Im Gegensatz zu seinen bisherigen Klanginstallationen innerhalb seiner *Beyond The Water*-Reihe hat Dorninger diesmal ausschließlich synthetische Klänge produziert. »Die Klanginstallation im öffentlichen Raum folgt eigenen Gesetzen, es entsteht ein Bruch zu den bisherigen Hörgewohnheiten. Der Klang überrascht ja die Zuhörenden in den meisten Fällen, sie bezahlen keinen Eintritt, sitzen nicht im Konzertsaal.« Dorningers 25 Vögel aus der Apparatewelt von Eulen über Eissturmvögel bis zu Silbermöwen haben in Hamburg mit erschwerten Bedingungen zu kämpfen.
Seit 2008 entsteht im Bezirk Hamburg-Mitte die sogenannte Hafencity. Auf einem Areal von rund 157 Hektar sollen bei diesem einzigartigen Vorhaben Wohneinheiten für rund 14 000 Personen entstehen, ein Prestigeobjekt der Stadt.

Zwar sind die Baugeräusche der entstehenden City, die auch die Tiere in ihrem Lebensraum massiv bedroht, beim Start der Installation um 20 Uhr 30 nicht mehr vorherrschend, doch Dorningers Klangwelt muss mit den Hafen- und Umweltgeräuschen konkurrieren. »Sie ist im Wettbewerb mit Natur, Technik und Klima.« Der Soundkünstler möchte auch mit seinem jüngsten Projekt zu Diskussionen und Fragen anregen, allerdings nicht im Sinne einer inszenierten Performance, sondern auf möglichst subtile Weise. Die synthetische Vogelwelt könnte die Flanierenden, Caféhausbesucher, Nachhause-Eilenden idealerweise in Gedanken über die »Entfernung des Menschen zwischen Natur- und Medienerlebnis und die Thematik des Fremden versetzen«.
Wie lässt sich dieser ausgedehnte Raum bespielen, wie ist es technisch überhaupt machbar, überlege ich als Laie, während ich Wolfgang Fadi Dorninger zuhöre. »Das war kein Problem«, antwortet er auf meine diesbezügliche Frage und erklärt, dass sich bei seiner Klanginstallation drei Druckkammerlautsprecher in Hornform – zu je 100 Volt – an den Landungsbrücken elbeabwärts und 8 Lautsprecher auf dem 2500-Tonnen-Stahlschiff Stubnitz befinden.
Die Stubnitz, ein vor mehr als 50 Jahren erbautes Kühl- und Transportschiff, entwickelte sich ab 1992 zu einem Podium für Veranstaltungen, Performances und Installationen. Seit 2015 gibt´s wieder eine rege Zusammenarbeit zwischen der Linzer Stadtwerkstatt und der Stubnitz. Innerhalb eines Residency-Programms sollen Linzer Künstler/innen künftig auf dem Schiff arbeiten können. In der Kulturwerkstatt auf der Stubnitz erwerben Interessierte auch Kompetenzen als Organisatoren und Mediengestalter.

Beyond The Water v.4: 2014 vor der Linzer Stadtwerkstatt

In seinen *Beyond The Water*-Klanginstallationen schöpfte Wolfgang Fadi Dorninger, so scheint mir, eine Fülle möglicher Klänge aus und hat reale, hybride und virtuelle Welten produziert. Beim ersten *Beyond*-Projekt innerhalb der *Landesgartenschau 2011 – Ansfelden* waren etwa hybride, also gekreuzte authentische Wasserfälle zu erleben, ab seiner 4. *Beyond*-Version nur noch 15 Prozent hybride Klänge, und für Hamburg setzte Dorninger nur noch auf synthetische Vogelwesen.
Der Linzer Künstler legte sich innerhalb seiner künstlerischen Arbeit nie fest. Er arbeitet sowohl fürs Theater, als auch im Bereich der Interaktiven Performance, kreiert Rauminstallationen, aber auch Outdoor-Soundklänge. Die Vogelgesänge, ob authentisch, hybrid oder virtuell, dominieren viele seiner Klanginstallationen im Freien. Wolfgang Fadi Dorninger erzählt mir aber, dass er sich bei den verschiedenen Vogelarten nicht auskenne, ihn fasziniere jedoch die Unnahbarkeit und die Freiheit der Vögel, ihr Flug. Sie zeigten uns Barrieren auf, entzögen sich meist unserem Bestreben, sie zu Nutztieren zu degradieren. Während der Soundkünstler erzählt, erinnere ich mich an die oft unheilverkündende Symbolik der Vögel im Film – klar, Hitchcock, nicht besonders originell, ich weiß –, an die Bedeutung der Vögel in der Mythologie – der Adler als göttliches Wesen, sage ich pathetisch – und ende bei Edgar Allen Poes *Der Rabe*. Doch bevor ich zu sehr abhebe, erzählt mir Wolfgang Fadi Dorninger von seinem Rabenerlebnis.

Innerhalb des Linzer Eisrausches erschuf er von Ende November 2010 bis Ende Jänner 2011 auf dem Dach der Linzer City Parkgarage ein Universum mit Geräuschen aus der Natur: Wölfe, Vögel und Wind begleiteten die Eislaufenden bei ihren Runden. Auch authentische nordamerikanische und sibirische Raben leisteten ihnen akustisch Gesellschaft, und was dann eintrat, verblüffte den Soundkünstler: In Scharen kamen nämlich die heimischen Raben angeflogen und schienen auf das heftigste zu protestieren. Die Laute der österreichischen Artgenossen, die Dorninger beim nächsten Mal erschallen ließ, ignorierten sie allerdings. »Klarer Fall von Ausländerfeindlichkeit«, bilanziert Wolfgang Fadi Dorninger lächelnd.

Bei seinen *Beyond The Water*-Konzepten rückt der Klangkünstler Dorninger durch seine hybriden oder virtuellen Tierstimmen auch unsere zunehmende Kluft zwischen Naturerlebnissen und Ereignissen aus zweiter Hand, insbesondere solche medialer Natur, in den Vordergrund. Ich frage ihn also, ob er sich perspektivisch vorstellen könnte, etwa bei *Beyond The Water v.6* die Vogelschwärme ziehen zu lassen und mit seinem Computer einen gewagten Sprung vom Tier zur Stimme des Menschen zu wagen. Doch Wolfgang Fadi Dorninger verneint meine Frage sofort. »Die menschliche Stimme reizt mich in diesem Kontext nicht, sie ist für mich auch nur in Kombination mit Text interessant, es gibt ja darüber hinaus auch schon so viele faszinierende Gesangsprojekte. Was sollte ich dem hinzufügen?«
Momentan aber sind weitere Projekte ohnehin kein Thema, denn noch bis Mitte Juni bereichert Dorningers akustische Vogelwelt die Hamburger Hafencity. Eine Klangkulisse, die vielleicht sogar die rivalisierenden Möwen in ein paar Wochen vermissen werden.

Beyond The Water v.5, 2017, Wolfgang Dorninger. Elf-Kanal-Klang-Installation. Bis 18. Juni 2017, täglich von 20.30 bis 22 Uhr zwischen Landungsbrücken, Elbphilharmonie und Elbbrücken in Hamburg an der Norderelbe.
Ein Tipp des Künstlers: Starten Sie Ihren Soundwalk einfach ab 20.30 Uhr bei der Stubnitz.

dorninger.servus.at/soundart/

Silvana Steinbacher ist Autorin und Journalistin.



BEZAHLTE ANZEIGE

Impressum versorgerin Nr. 0114 / JUNI 2017 . herausgeberin: »stadtwerkstatt«, kirchengasse 4, A-4040 linz . tel: 0732-731209 . fax: 0732-711846 . e-mail: versorgerin@servus.at . web: versorgerin.stwst.at . redaktion: astrid benzer, tanja brandmayr, claus harringer, kurt holzinger, franz xaver . coverfoto: peter hönnemann . layout: astrid benzer, astrid.benzer@liwest.at . basislayout/entwurf: us(c)hi reiter . anzeigen: kurt.holzinger@servus.at . auflage: 8.000 stück . druck: landesverlag wels . blattlinie: die versorgerin berichtet über die aktivitäten der stadtwerkstatt und bringt beiträge zur transformation von kultur und politik. **RETOUREN AN: STADTWERKSTATT, KIRCHENGASSE 4, 4040 LINZ**